



Berlin, den 21. Januar 1899.

Der Klub der Harmlosen.

Fürchterliche Mären werden seit ein paar Wochen von Mund zu Mund gewispert, Einstweilen nur gewispert; denn noch weiß man, wie der Berliner sagt, nichts Gewisses und es wäre nicht ganz ungefährlich, als Geschichtenträger sich allzu weit vorzuwagen. Sicher ist nur, daß es sich um fürchterliche Dinge handelt. Im Berliner Tageblatt kam das Gerücht auf, sickerte dann in allerlei kleinere Kanäle und befruchtet nun die Unterhaltung in getafelten Salons und an fettigen Stammtischen. Zuerst hielt mans für eine Erfindung, die über die leere Zeit hinweghelfen und vor dem Quartalschluß den Lesern zeigen sollte, daß sensationelle Sachen nicht immer nur im Lokalanzeiger zu finden sind. Als aber aus der Jerusalemerstraße in der Völckli-Tonart die Botschaft kam, der Kaiser habe sich über die Vorgänge Bericht erstatten lassen und Hahnke den Befehl gegeben, „völlige Klarheit zu schaffen“, da mußten selbst die Zweifler wohl an den Ernst der Angelegenheit glauben. Und seitdem gehts, wie es immer geht: fama vires acquirit eundo; der gute Vergil konnte nicht ahnen, wie schnell die geschwähige Göttin, die sich jetzt natürlich der modernsten Verkehrsmittel bedient, zu wachsen vermag. Zuerst hieß es nur, in einem berliner Hotel sei gespielt worden, zu hohen Sätzen, und unter den Spielern seien auch Offiziere gewesen. Entsetzlich; wer hätte je gedacht, daß Lieutenants und Rittmeister nach beendetem Dienst nicht sittig zu Hause sitzen, mit ihren Burschen die Abendandacht halten, das Militärwochenblatt oder die Flugschriften des Herrn Hülle lesen und, wenn sie überhaupt eine Karte berühren, zur Abwechslung höchstens eine Patience legen?... Kaum war das Staunen darüber gewichen, daß solche Ruchlosig-

leiten in der Hauptstadt des Deutschen Reiches möglich seien, ~~überfuhr~~ man auch schon neue gräßliche Einzelheiten. Zwei Prinzen waren dabei gewesen, leibhaftige Prinzen von rosigem Fleisch und blauem Blut — die Namen wurden und werden nur hinter verriegelten Thüren genannt —, nächstens wird man von Verhaftungen hören, „die auf die öffentliche Meinung einen geradezu verblüffenden Eindruck machen werden“, die verspielten Summen steigen hoch in die Hunderttausende, ganze Adelsgeschlechter sind ruiniert und schlimme Weiber waren auch an dem Unfug theilhaftig. Von Alledem war freilich nichts erwiesen; eine Weile konnte man damit aber immerhin wirthschaften. Offiziere mit Animirdamen beim Hazardspiel: Das giebt eine angenehme kitzelnde Mischung von Stallgestank und weichlich kosenden Vouboirdüften. Der gute Bürger verhüllt züchtig das Haupt, sorgt aber dafür, daß er das reizend Berruchte, das gruselig Orgiastische, das da zu erwittern ist, mit gespitzten Ohren und geblähten Rüstern einschlüpfen kann. Sektsprosphen knallen, halbnackte Hulbinnen schmiegen den mit Korymbos parfümirten Hals an die Brust schmucker Krieger, ganze Haufen grauer Scheine werden mit einem hastigen Griff weggerafft und Prinzen von Geblüt pumpen, um weiterspielen zu können, im Korridor den Oberkellner an. Wenn sich das Laster so schamlos erbricht, kann sich die Tugend behaglich zu Tische setzen.

Da sitzt sie nun und freut sich, nach alter Pharisäersitte; denn wieder einmal hat sich gezeigt, daß die Bourgeoisie doch bessere Menschen hervorbringt als die böse Aristokratie. Waren in Frankreich die Arton, Reinach, Clémenceau und Cornelius Herz auch nur halb so schädlich wie die Generale Boisdeffre und Mercier und Herr Quesnay de Beaurepaire? Und soll man noch lange von den Gebrüdern Sommerfeld und den Herren Wolff und Leipziger reden, da in den hazardirenden Lieutenants und Junkern doch viel schwärzere Missethäter zur Strecke geliefert sind? Zwar werden die Dreißigtausendmarkpartien, die manchmal über das Schicksal eines angeblich Apollo und den Rufen geweihten Hauses entscheiden, in bourgeoisen Klubs gespielt und der frühere Direktor des Hotels „Der Kaiserhof“ könnte vielleicht interessante Geschichten von verschwiegenen Festen erzählen, die nicht von blaublütigen Rittern, sondern von ehrbaren Kaufleuten gerüstet waren. Wozu sich aber bei solchem Geträtsch aufhalten, mit dem politisch doch nichts zu machen ist? Jetzt konnte man sagen: Seht her, — so sind diese Junker. Erst verspielen und verprassen sie in unsauberer Gesellschaft ihr Vätererbe, und wenn sie dann nichts mehr zu verjubeln haben, treten sie in den Bund der Landwirthe, beschimpfen den ruhig seinem redlichen Geschäft nachgehenden Terminhändler, leugnen

mit eiserner Stirn die Fleischnoth und fordern vom Staat die Ablösung der Grundschulden oder gar ein Getreidemonopol. Ein herrliches Karnevalsthema, eins, das auch nach dem Aschermittwoch noch wirken wird. Ist nicht schon ein gefundenes Fressen, daß die Spielergenossenschaft unter dem Namen eines Klubs der Harmlosen tagte? Für harmlos gaben die hochbetitelten Leute sich aus, die im Dunkel der Nacht ihr noch dunkleres Wesen trieben! Daran erkennt der Bürger in Stadt und Land die satanische Zunfttücke.

...Aber ist die ganze schöne Geschichte nicht am Ende doch nur ein Märchen? Merkwürdig, daß man noch immer nichts Gewisses weiß; so langsam pflügt die Enthüllungsmaschine sonst nicht zu arbeiten. Schon der Name „Klub der Harmlosen“ klingt recht sonderbar. Um endlich Licht zu verbreiten, haben wir — ein Redakteur ist bekanntlich stets: wir — unseren diplomatischen Rechercheur mit Ermittlungen beauftragt und unterbreiten seinen Bericht, für den wir ihm natürlich die volle Verantwortung überlassen müssen, dem Urtheil unserer Leser.

In Berlin besteht wirklich ein Klub der Harmlosen. Er tagt seit Jahren in einem prächtigen Palast, dessen Fassade mit Wappen, Gipspuppen und Sinnprüchen reich geschmückt ist und der riesige, luxuriös ausgestattete Restaurationräume enthält. Auch Schreib-, Lese- und Rauchzimmer sind vorhanden und jedes Mitglied kann nach Belieben Besuche empfangen und Briefbogen und Couverts benutzen. Dieses glänzende Klubhaus ist ungefähr acht Monate in jedem Jahr geöffnet. Ueber die Ausnahme wird durch Stimmenmehrheit entschieden. Damen dürfen nicht aufgenommen werden und müssen sich begnügen, insgeheim auf die Sinne der Mitglieder zu wirken. Es ist ein Diskutirklub. In den Nebenräumen wird freilich mancher Flasche der Hals gebrochen — sie werden von den Klubmen scherzhaft deshalb Fraktionzimmer genannt — und auch ein Spielchen soll schon mitunter gewagt worden sein; im Hauptsaal geht es aber höchst ernst und sittsam zu. Da wird nur geredet, um die heiligsten Güter der Menschheit gestritten und abgestimmt; alle Reden und Zwischenrufe werden, nebst dem Ergebnis der Abstimmungen, in den Klubprotokollen verewigt, die für die Mitglieder sauber gedruckt werden. Wichtig ist, daß unter den Mitgliedern viele Adelige und einige Herren sind, die Uniform tragen; aber auch das bürgerliche Element ist in der Stärke, die seine Bedeutung fordert, vertreten. Wichtig ist ferner, daß schon ungeheure Summen — man spricht von vielen Millionen — im Klubpalast verloren gegangen sind; die Verluste trafen aber nie die Mitglieder, sondern stets die misera contribuens plebs draußen im Lande; darauf sind wohl auch die Gerüchte vom Ruin ganzer Adelsgeschlechter zurückzuführen. Die Versammlungen sind öffentlich,

und wer zum ersten Male den Reden lauscht, muß glauben, daß er einem Vorgange beiwohnt, der für die Wohlfahrt des deutschen Volkes von größter Wichtigkeit ist; erst später merkt er, daß es sich um einen in feierliche Gewänder gekleideten Schlaraffenpaß handelt. Die Formen werden mit äußerster Strenge gewahrt; eine nie verletzte Bestimmung der Geschäftsordnung verpflichtet den Klubpräsidenten, jedes offene Wort eines Redners zu rügen. Die Sprecher sind beschränkt, aber die Wahl der Themata ist unbeschränkt und es ist nicht gestattet, die Sachverständigkeit eines einmal Aufgenommenen anzuzweifeln; neulich sprach der Vater der unselig entschlummerten Halbbataillone über Fragen der militärischen Organisation und das Haus hörte ihm so aufmerksam zu, als kündete er tiefe delphische Weisheit. Der heilige Ernst beim heiteren Spiel ist das charakteristische Merkmal dieses Klubs, der fast vierhundert Mitglieder zählt. Daß der große Aufwand aber nur einem harmlosen Vergnügen gilt, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Verhandlung vom letzten Dienstag. Weil gerade nichts Anderes zur Verfügung war, wurde über den lippischen Streit geredet. Die Erregung schien groß und heftige Worte fielen; sogar ein adeliger Landwehroffizier verstieg sich zu der festen Behauptung, auch in den Händeln regirender Fürsten müsse dem Recht eine gewisse Rolle erhalten bleiben. Da trat ein uralter kleiner Mann auf, las, während sein Köpfschen müd auf die Schulter sank, von einem Blättlein ein paar Sätze ab, deren Sinn dem Verstand der Verständigen eben so dunkel war wie dem kindlichsten Gemüth, und knickte dann erschöpft wieder in seinen Sorgenstuhl. Ein Klubfremdling, dem die Sache ernst erschienen wäre, hätte geglaubt, man werde dem kleinen Spagvoegel mit der trüb- en Miene sein hohes Gehalt streichen und ihn mit Spott und Hohn nach Hause schicken. Die Harmlosen aber waren kreuzvergnügt und gingen zu einem andern Gegenstand über, den sie bald darauf mit der selben Feierlichkeit bestatteten.

Ob es wahr ist, daß die Kosten dieses im Monumentalstil erbauten Vergnügunglokales aus der Tasche der Steuerzahler bestritten werden, und ob wirklich die Absicht besteht, den Klubmitgliedern künftig aus Staatsfonds Taglohn zu zahlen: darüber können wir heute leider unseren Lesern noch nichts Bestimmtes melden. Bald, so hoffen wir, wird es möglich sein, nähere Details über das Wesen des Klubs der Harmlosen mitzutheilen; der Kreis der Leute, die noch an den Ernst der Sache glauben, wird von Tag zu Tag kleiner. Schon jetzt aber können wir aus bester Quelle bestätigen, daß der Kaiser sich für die hier enthüllten Vorgänge lebhaft interessiert und den Befehl gegeben hat, über das tolle Treiben der Harmlosen völlige Klarheit zu schaffen.



Ein deutsch-dänisches Bündniß.

Die vielbesprochenen Ausweisungen aus Nordschleswig haben die ganze deutsch-dänische Frage wieder einmal aufgerollt. In Dänemark hat, wie nicht anders zu erwarten war, die Erbitterung gegen Alles, was deutsch ist, bedeutend zugenommen und auch in Deutschland hat das scharfe Vorgehen der preussischen Verwaltung Kritiken hervorgerufen, an denen freilich neben humanen Rücksichten auch die oppositionelle Bekämpfung von Regierungsmaßregel ihren Antheil hat.

Ob der Oberpräsident von Schleswig-Holstein Aussicht hat, auf dem eingeschlagenen Wege die in der Nordmark verbreiteten Sympathien für Dänemark zu entwurzeln, soll hier nicht untersucht werden. Thatsache ist, daß von deutscher Seite der status quo als unerträglich angesehen wird; und daran knüpft sich die Frage, ob nicht eine andere, für beide beteiligten Nationen vortheilhaftere Lösung der Schwierigkeiten als durch das System Küller denkbar wäre. Daß Deutschland mit der lebenden oder spätestens mit der nächsten Generation der etwa hundertundsechzigtausend dänischen Nordschleswiger fertig werden kann, ist sicher. Kommt es aber nur darauf an? Und ist die Zwangsgermanisirung eines unbedeutenden Landstreifens wirklich politischer oder wirtschaftlicher Opfer werth?

Wirtschaftliche Nachteile sind als Folge wachsender Vereiztheit der Dänen gegen Deutschland heute schon eingetreten. Die deutsche Schutzollpolitik hält die dänische Ausfuhr nach Deutschland rücksichtslos nieder, ohne daß Dänemark bisher zu Gegenmaßnahmen gegriffen hat. Die deutsche Ausfuhr nach Dänemark betrug bekanntlich im vorigen Jahr 129,3 Millionen Mark. Jetzt hat die Situation der letzten Wochen dazu geführt, daß in weiten Kreisen Dänemarks versucht wird, bisher aus Deutschland bezogene Waaren durch die Produkte anderer Länder und durch einheimische Waaren zu ersetzen. Gelingt Das auch nur vorübergehend, so verliert Deutschland beträchtliche Summen. Weit größere Bedeutung hat jedoch der Umstand, daß Deutschland bei einer etwa eintretenden Störung des Weltfriedens den nördlichen Nachbarn feindlich gestimmt finden könnte. Ist die militärische Macht Dänemarks auch gering, so bleibt Kopenhagen als Festung doch ein für allemal der Schlüssel zur Ostsee. Wie ganz anders ist die Lage, wenn Deutschland fürchten muß, daß die Thore von Kopenhagen sich bei der ersten Gelegenheit seinen Feinden öffnen, als wenn es in der dänischen Hauptstadt einen Stützpunkt seiner eigenen maritimen Verteidigungslinie hätte! Diese Alternative ist meines Wissens bisher nicht genügend erwogen worden. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat sich an die Annahme gewöhnt, daß mit den starrsinnigen Dänen nichts anzufangen sei, und hat sich vollständig damit abgefunden, sich Dänemark als stets

bereiten Gehilfen für eine gegen die deutschen Küsten operirende Flotte vorzustellen. Auch die ausdrücklichen Neutralitätserklärungen der dänischen Regierung haben daran nichts geändert.

Vergessene Gedanken sind neue! Wir erfahren jetzt aus Bismarcks Memoiren, daß schon der verstorbene Feldmarschall von Moltke sich mit der Idee eines deutsch-dänischen Bündnisses trug. Man darf vermuthen, daß gerade ihn strategische Rücksichten — Sicherung der Einfahrt in die Ostsee, besonders mit Rücksicht auf den damals schon projektirten Nordostseekanal — in erster Linie bestimmt haben. Aber auch handelspolitische und kulturelle Vortheile für beide Völker würde die Verwirklichung seiner Idee mit sich bringen.

Jede gesunde Politik beruht heute auf dem bewährten Prinzip des Spruches: *do ut des*. Danach hängt die Möglichkeit einer freundschaftlichen Annäherung zunächst von der Frage ab, was Dänemark bieten kann und was es als Gegenleistung fordern muß. Dann kommt die Frage: Welche Bedenken stehen dem *casus foederis* entgegen? Zuletzt: Welche Garantien sind für die Erfüllung von Leistung und Gegenleistung denkbar?

Ich gehe davon aus, daß Deutschland sich für den Fall eines Krieges mit Rußland und Frankreich die Ueberlegenheit zur See durch das Bündniß mit Dänemark sichern würde. Das baltische Meer würde ein deutsches *mare clausum* werden. Dank dem Nordostseekanal würden die beiden deutschen Geschwader in der Nord- und Ostsee sich in jedem beliebigen Augenblick vereinigen und die getrennten feindlichen Flotten schlagen können. Kopenhagen würde die Operationsbasis für alle maritimen Unternehmungen werden und die deutsche Nordgrenze gegen alle Angriffe geschützt sein. Das französische Vorhaben von 1870, einige Divisionen an die jütische Küste zu werfen und, verstärkt durch die dänische Macht, von da aus in Deutschland einzufallen, würde für immer unmöglich sein. Und auch für die Friedenszeit würden sich nützliche Folgen ergeben; denn die deutsche Marine könnte sich dann darauf beschränken, je einem der beiden eventuellen Gegner gewachsen zu bleiben. Freilich würde diese Kombination darauf beruhen, daß Dänemark seine Streitkräfte zur See weiter entwickelt und schlagfertig erhält.

Handelspolitisch würde der Anschluß Dänemarks an Deutschland dessen Industrie einen wichtigen Absatzmarkt verbürgen. Ja, wenn man den alten Plan der vierziger Jahre wieder aufnähme, würde dem politischen Bündniß eine Zollunion hinzugefügt werden können, die der deutschen Waare eine höchst werthvolle Nachfrage verschaffen könnte, während Dänemark Ersatz für Das, was seine Industrie verlor, in vermehrten Verkaufsmöglichkeiten seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse finden würde, — noch dazu in diesem Fall ohne Schädigung deutscher Agrarinteressen.

Auch ideelle Rücksichten sind nicht ganz von der Hand zu weisen.

Es sind sehr enge Verwandtschaftsbände, die die dänische Nation mit der deutschen, besonders mit dem norddeutschen Volksthum, verknüpfen; ähnelt doch der ganze geistige Habitus des Dänen, trotz dem sprachlichen Unterschiede, dem eines Norddeutschen mehr als dem eines Schweden. Deutsche Kultur hat in Dänemark immer, vor der Zeit der grenznachbarlichen Konflikte, sorgfältige Pflege genossen; durch Herabsetzung des geistigen Austausches leidet die Volkskultur auf beiden Seiten.

Die Gegenforderung Dänemarks — die einzige, aber freilich keine geringe — würde die Grenzregulirung der Nordmark sein, damit der vom nationalen Körper abgerissene Theil dem Organismus wieder angeschlossen würde. Die im Mai und Juni 1864 — also auch nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen — von den preussischen Bevollmächtigten zur londoner Konferenz gebilligten Vorschläge, die bisher durch die Unschlüssigkeit der Vertreter der dänischen Sache nicht verwirklicht worden sind, könnten wohl zum Theil wieder aufgenommen werden. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß eine scharfe Sprachgrenze — so, wie etwa in der Umgegend von Mes — nicht vorhanden ist und daß in den Städten seit dem Prager Frieden große Bevölkerungsverschiebungen stattgefunden haben. Unumgänglich wäre immerhin, daß alle ausschließlich dänisch Redenden und zugleich dänisch Gesinnten aus deutscher Reichsangehörigkeit entlassen werden. Vollständig frei von deutschen Elementen ist nur die Gegend nördlich von einer Linie, die man zwischen Hadersleben und Tondern ziehen kann. Sollte eine schiefliche Lösung der Frage in der Art, daß die in Hadersleben ansässigen Deutschen für ihr Besitzthum angemessen entschädigt würden, ganz aussichtslos sein?

... Die Bedenken gegen das Bündniß entspringen zum Theil der politischen Gesamtlage, dann gewissen Imponderabilien des Gefühles in beiden Ländern. Eine deutsch-dänische Koalition, die über Kopenhagen als Festung und eine zur Sperrung des großen Belts ausreichende Marine verfügt, könnte gefährlich für das Gleichgewicht im nördlichen Europa scheinen und deshalb von England und Rußland mit scheelen Augen angesehen werden. Aber die englischen Interessen im baltischen Meere sind unbedeutend. Und wenn Rußland auch stärker betheilig ist, so dürfte in Rücksicht auf den Defensivcharakter des Bündnisses auch von dieser Seite ein ernsthafter Widerstand um so weniger zu fürchten sein, als die russische Diplomatie heute doch kaum in der Lage ist, Erwägungen für den Kriegsfall in den Vordergrund zu stellen.

Weit größere Bedeutung haben, wie mir scheint, die anderen Bedenken. In Deutschland wird man sagen, daß der kleinste durch deutsches Blut gewonnene Streifen Landes ein geheiligtes Gut der Nation sei, daß ein solcher Vertrag mit Dänemark dem Eingeständniß begangenen Unrechtes gleiche und daß der Sieger sich keine Bedingungen vom Besiegten vorschreiben

lasse. Man kann diese Gefühle vollauf würdigen und doch der Meinung sein, daß sie gegenüber den in Aussicht stehenden militärischen und ökonomischen Vortheilen, besonders aber gegenüber der werthvollen Annäherung zweier stammverwandten, kulturell blühenden Nationen und der Förderung des großen Zukunftsgedankens des Vangermanismus zurücktreten sollten.

Auch in Dänemark spricht heute die Stimme der Leidenschaft lauter als die Stimme der Vernunft. Mancher wird es vielleicht als eine unerhörte Zumuthung bezeichnen, daß Dänemark den ersten Schritt thun soll, und so lange bei uns die Bogen der Erregung noch hoch gehen, werden die chauvinistischen Deklamatoren das Feld behaupten. Aber diese Vortheile sollten das Wort des Dichters beherzigen, das ich mir ein klein Wenig zu ändern erlaube: „Gefühl ist mächtig, mächtiger die Noth.“ Handelt es sich doch für die ganze dänische Nationalität um eine Lebensfrage.

Auch ist es für Dänemark leichter, den ersten Schritt zu einer Annäherung zu thun, als für Deutschland. Die deutsche Diplomatie kann sich der Möglichkeit einer abschlägigen Antwort nicht wohl aussetzen; wir Dänen unternehmen bei einer vorsichtigen Sondirung des Terrains keinerlei Wagniß.

Ich komme zur Frage der Garantien. Es liegt auf der Hand, daß die Forderung hinreichender Garantien nur an Dänemark herantreten würde; denn Deutschland hätte sofort zu leisten, während Dänemark sich für die Zukunft verpflichten würde.

Die stärksten politischen Garantien bieten weder Vertragsdokumente noch diplomatische Abmachungen, sondern das eigene Interesse des Verpflichteten, einzuhalten, was er versprochen hat. Ich glaube, dieses Interesse würde für Dänemark das denkbar stärkste sein. Als Bundesgenosse Deutschlands wird Dänemark in jeder Konstellation der europäischen Machtverhältnisse zu gewinnen und nichts zu verlieren haben. Selbst wenn Deutschland in einem Zukunftskriege überwältigt werden sollte, würden seine Feinde es schwerlich für opportun halten, den nördlichen Nachbarn zu schwächen. Dieses argumentum ex tuto bietet die beste Garantie für die dänische Bundestreue.

Ich habe den Gedanken eines deutsch-dänischen Bündnisses in seinen Grundlinien zeichnen wollen und deshalb alle Einzelfragen unberücksichtigt gelassen. Sollte der Eine oder der Andere unter meinen Landsleuten daran Anstoß nehmen, daß ich in diesem Augenblick außerordentlicher Verbitterung herorgetreten bin, so will ich sie an den bewährten Satz erinnern, daß, wer keinen Sinn für Realitäten hat, Gefühlspolitik treibt; wer wahres Gefühl besitzt, treibt Realpolitik. Echter Patriotismus bewährt sich, nach meiner Meinung, nicht in unfruchtbarem Wiederklauen der Vergangenheit, sondern dadurch, daß wir den Forderungen der Gegenwart zu genügen versuchen, auch wenn es uns durch die Vorurtheile der Masse schwer gemacht wird.

Dr. Johann Destrup,
Dozent an der Universität Kopenhagen.

Das Deutschthum in den Vereinigten Staaten.

Schon im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert waren viele Deutsche nach Nordamerika gekommen. Die Einwanderung ließ am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach und es folgte eine Pause bis 1821. Es wird behauptet, diese Pause habe es verschuldet, daß das Deutschthum in den Vereinigten Staaten damals unterging und die Deutschen fast vollständig mit den Anglo-Amerikanern verschmolzen. Von den früher eingewanderten Deutschen sind kaum noch Reste erkennbar. Allenfalls erinnern daran noch Städtenamen wie Germantown in Pennsylvanien, das die erste größere deutsche Niederlassung in den Vereinigten Staaten war und von einigen Krefelder Familien im Jahre 1683 gegründet wurde. Auch einzelne Personennamen — ich erinnere an den Seemann Schley — weisen auf die früheren deutschen Einwanderungen hin. Die Geschichte beweist die Bedeutung, die das Deutschthum für Nordamerika schon früher hatte. Es seien nur einige Feldherren des nordamerikanischen Freiheitskrieges, Kalb, Steuben und Mühlenberg, genannt. Es sei an das Ausblühen der Textilindustrie in Pennsylvanien und an die Entwicklung der Landwirthschaft erinnert, die im vorigen Jahrhundert ohne Widerspruch auf die Einwanderungen der Deutschen zurückgeführt wurde. Aber diese Deutschen sind, wie gesagt, in den früheren Jahrhunderten fast ganz im Anglo-Amerikanerthum aufgegangen und nur durch genealogische Forschungen kann man im Allgemeinen ihre Nachkommen heute finden.

Viel deutlicher erkennbar ist der Einfluß, den die Einwanderung der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert geübt hat. Hier handelt es sich nicht nur um eine Vermehrung der Zahl der Amerikaner durch die herübergekommenen Deutschen und deren Nachkommen; vielmehr läßt sich an den verschiedensten Punkten der Einfluß feststellen, den in geistiger, künstlerischer und industrieller, namentlich aber kultureller Beziehung die Deutschen geübt haben. Besonders sei hier jener Männer gedacht, die durch die achtundvierziger Bewegung aus Deutschland vertrieben wurden und denen die Vereinigten Staaten Vieles verdanken. In den verschiedensten Theilen des Landes nehmen Achtundvierziger und deren Nachkommen angesehenen Stellungen ein. Nicht nur in New-York und Chicago, sondern auch viel weiter im Westen, in Kalifornien und auch im Süden kann man sich davon überzeugen. Hervorragende Kaufleute, Landwirths, Aerzte, Advokaten, Gelehrte, Architekten, Künstler, Musiker, auch Offiziere und Soldaten stammen zum Theil von jenen Achtundvierzigern ab. Allerdings muß zugegeben werden, daß nicht Alle, die man in den Vereinigten Staaten für Achtundvierziger erklärte, zu diesen gehörten. Manche Abenteuerer kamen zu dieser Zeit herüber und gaben sich für verfolgte Politiker aus, weil sie dadurch in Amerika leichter populär wurden. Man denke

ferner daran, daß gerade 1848 und in den folgenden Jahren die großen Goldfunde in Kalifornien gemacht wurden, die auch viele Deutsche anlockten, und daß von diesen Einwanderern mancher als verfolgter Achtundvierziger auftrat. Zum Unterschied von ihnen wurden die kalifornischen Goldsucher oft als Neunundvierziger bezeichnet. Außerdem muß man berücksichtigen, daß zu den damaligen Auswanderungen auch andere politische Verhältnisse mit beitrugen, die nur lose mit der Revolution zusammenhingen. Die Zahl der Einwanderer aus Deutschland betrug zwischen 1830 und 1840 jährlich weniger als 15000; 1840 stieg sie, und zwar, nach Ansicht Bieler, in Folge der politischen Verhältnisse Deutschlands, auf fast 30000; sie wuchs dann weiter und betrug im Jahre 1847 schon über 74000. 1848 nahm die Zahl ab, nachher aber stieg sie wieder und erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1854, wo sie über 215000 betrug. Ob wirklich, wie angenommen wird, die offenen Sympathien des preussischen Hofes mit dem russischen Despotismus die Hauptveranlassung für die riesige Auswanderungsziffer in diesem Jahre waren, bleibe dahingestellt. Aber auch wenn man annimmt, daß der größere Theil der Auswanderer aus anderen Gründen die Heimath verließ, bleiben immer noch viele übrig, die als Opfer politischer Verfolgungen vor etwa fünfzig Jahren aus Deutschland schieden. Zu diesen Auswanderern aus jener Zeit kommt noch der große Schwarm Deutscher, die theils vor der achtundvierziger Bewegung, theils später bald in größeren, bald in kleineren Schaaren Nordamerika aufsuchten, um hier eine neue Heimath zu finden. Der große Aufschwung, den die Vereinigten Staaten im Laufe der letzten Jahrzehnte genommen haben, ist in hervorragendem Maß auf die Einwanderung der Deutschen zurückzuführen. Das ist um so bemerkenswerther, als diese Männer fast nie führende politische Stellungen in Nordamerika hatten. Unter den Politikern und besonders unter den Kongressmitgliedern finden wir auch heute noch verhältnißmäßig wenige Deutsch-Amerikaner. Man ist aber überrascht, im Norden und im Süden, im Osten und im Westen der Union die reichen Früchte zu sehen, die Nordamerika diesen eingewanderten Deutschen verdankt. Der Reichsdeutsche, der heute in den Vereinigten Staaten reist, muß — mag er welcher Partei immer angehören — Schmerz empfinden, wenn er sieht, welche Summe von Energie, Geist und Charakter durch diese Auswanderungen unserem Vaterlande verloren ging. Denn darüber täusche man sich nicht, daß diese deutschen Elemente für das Deutsche Reich zum größten Theil verloren sind. Höchstens üben sie einen gewissen moralischen Einfluß zu Gunsten Deutschlands aus. Die meisten unter ihnen bewahren eine gewisse Anhänglichkeit an ihr altes Vaterland, die ihnen auch dann nicht verloren geht, wenn sie amerikanische Bürger geworden sind, — ein Umstand, der nicht ganz ohne Einfluß auf die Politik der Vereinigten Staaten sein kann. Aber wir brauchen uns gar

keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß fast alle diese Deutsch-Amerikaner, wenn es zu einem Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland käme, auf der Seite ihres neuen Vaterlandes stehen und, wenn auch mit schwerem Herzen, gegen das Land ihrer Herkunft Stellung nehmen würden. Das ist bei den verschiedensten Gelegenheiten von Deutsch-Amerikanern — sehr oft auch im Privatgespräch mit mir — so bestimmt erklärt worden, daß ein Mißverständnis nicht möglich ist.

Während früher die Deutsch-Amerikaner auffallend schnell ihre Muttersprache aufgaben und durch das Englische ersetzten, ist in neuerer Zeit ein bemerkenswerther Umschwung eingetreten. Sie zeigen jetzt ein größeres Selbstbewußtsein und auch vielfach das Bemühen, sich und ihren Kindern die deutsche Sprache zu erhalten. Ja, man kann in einer Reihe von Städten, z. B. in Chicago, beobachten, wie die Pflege der deutschen Sprache auch in den anglo-amerikanischen Kreisen zunimmt. Zahlreiche junge Männer und Mädchen lernen jetzt, theils in der Schule, theils privatim, bei deutschen Lehrern und Lehrerinnen deren Muttersprache; und nicht gering ist der Stolz mancher Mutter, wenn sie von ihrer Tochter sagen kann, daß sie außer dem Englischen auch das Deutsche verstehe.

Zum großen Theil hängt natürlich die eifrigere Pflege der deutschen Sprache mit dem Aufschwung zusammen, den das Reich durch die siegreichen Kriege nahm, und so ist es auch erklärlich, daß, während sich früher Deutsche so oft schämten, sich in Amerika als solche auszugeben, Das jetzt immerhin seltener geschieht. Allerdings legte mir noch vor einiger Zeit der Direktor einer größeren Schule in Amerika die Frage vor, woher es käme, daß Irländer und Franzosen, Engländer und Spanier, die nach Amerika kämen, stolz auf das Land ihrer Herkunft seien, während gerade Deutsche es gern verleugneten. Doch glaube ich auf Grund zahlreicher anderer Beobachtungen und Erfahrungen in Amerika, daß diese Frage heute nur noch für jene Minorität von Deutschen berechtigt ist, die ich gleich erwähnen werde. Wie es früher bestellt war, erfährt man von Sidney Whitman, der ein Buch über Deutschland dem Andenken eines Mannes widmete, „der einer der wenigen Deutschen war, die, fern von ihrem Geburtsland lebend, auch in der Zeit der elenden politischen Verhältnisse ihres Vaterlandes stolz waren, ihre Nationalität zu nennen.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Beziehung eine Besserung eingetreten ist und daß heute auch in Amerika mancher Deutsche mit Stolz Deutschland als das Land seiner Geburt und Herkunft nennt. Leider muß ich aber hier eine Gruppe Deutsch-Amerikaner erwähnen, denen jede Anhänglichkeit an das Deutschtum fehlt. Ich muß um so mehr von ihnen sprechen, als sie durch ihr vorlautes Wesen besonders auf den Schiffen, die zwischen Deutschland und Amerika verkehren, die Aufmerksamkeit auf sich lenken und

dadurch bei Unerfahrenen sehr leicht den Gedanken aufkommen lassen, daß sie die Repräsentanten der Deutsch-Amerikaner seien. Durch fortwährendes Tadeln aller Einrichtungen Deutschlands, durch geistlose Schmähungen des Deutschen Kaisers machen sie sich bemerkbar. Gewiß wird sich jeder deutsch Denkende von diesen Leuten abgestoßen fühlen, auch Der, der weder Alles bei uns ideal findet, noch sich mit allen Gedanken unseres Kaisers einverstanden erklärt. Die eben geschilderte Sippe wird von den anständigen Deutsch-Amerikanern eben so wie von den Romano- und Anglo-Amerikanern verachtet. Mehrfach wurde mir gerade von Anglo-Amerikanern die Ansicht ausgesprochen, daß diese Deutsch-Amerikaner, die das Land ihrer Herkunft und Erziehung mit Füßen treten, wohl irgend einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit haben müßten, der sie veranlaßt habe, ihre alte Heimath zu verlassen. Diese Leute machen sich häufig dadurch bemerkbar, daß sie, wenn sie auch fließend das Deutsche sprechen können, gern den Glauben erwecken wollen, diese Sprache sei ihnen ganz fremd; nur das Englische ist anscheinend für sie ein Mittel zur Verständigung. Wenn man ihnen ohne Weiteres eine Auskunft in englischer Sprache verweigert, so sind sie auffallend schnell wieder der deutschen Sprache mächtig. Gern suchen sie auch den falschen Schein zu erwecken, daß sie in ihrer neuen Heimath, in den Vereinigten Staaten, eine ganz bedeutende soziale Rolle spielen. Doch giebt es ein einfaches Mittel, sie schnell zum Schweigen zu bringen. Man braucht ihnen nämlich nur zu verstehen zu geben, daß man über das Niveau ihrer sozialen Stellung vollständig unterrichtet ist; diese Stellung ist meist in der That sehr niedrig, da gerade ihnen gegenüber der Yankee außerordentlich mißtrauisch ist.

Noch einmal will ich ausdrücklich darauf hinweisen, daß nach meinem Eindruck diese Sorte Deutsch-Amerikaner die Minorität bildet und daß die Landsleute, die an ihrem Deutschthum hängen, wenn sie es auch nicht überall zur Geltung bringen können, unbedingt in der Majorität sind. Oft genug allerdings kommt es außerdem vor, daß ganz unabsichtlich durch die anglo-amerikanische Umgebung schon in der zweiten Generation die deutsche Sprache und das Deutschthum verloren gehen. Aber jedenfalls ist das absichtliche Aufgeben der deutschen Sprache heute nicht mehr in der Weise zu finden, wie es früher der Fall war. Ob es freilich den Deutsch-Amerikanern gelingen wird, dauernd ihre Sprache auch in den folgenden Generationen zu erhalten, Das scheint mir immer noch sehr zweifelhaft, und wenn es nicht gelingt, deutsche Schulen und gute deutsche Theater in ausgedehnterem Umfange, als es bisher der Fall ist, zu begründen, so ist bei dem rücksichtslosen Vorgehen der Regierungen zu befürchten, daß auch diese kräftigen Ansätze des Deutschthumes im Anglo-Amerikanerthum aufgehen werden.

Wegen der schwierigen Stellung des Deutschthumes in Amerika muß

ich hier einen Umstand zur Sprache bringen, der im höchsten Grade beklagenswerth ist: das auffallende Entgegenkommen, das der englischen Sprache auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd erwiesen wird. Ich würde Das hier nicht erwähnen, wenn die Bevorzugung der englischen nicht die Zurückdrängung der deutschen Sprache zur Folge hätte. Es kommt thatsächlich auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd vor, daß Anschläge u. s. w. nur in englischer Sprache gemacht werden und daß man vergebens den Anschlag in der Sprache des Landes sucht, dem die Schiffe angehören. Wenn man bedenkt, daß man auf deutschem Boden ist, sobald man mit einem Schiffe des Norddeutschen Lloyd fährt, so muß dieses Verfahren den allerschärfsten, öffentlichen Tadel herausfordern; und ich muß an dieser Stelle einen Vorwurf um so mehr erheben, als mir anständige Deutsch-Amerikaner und eben so Romano- und Anglo-Amerikaner auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd ihre Verwunderung über dieses Benehmen einer deutschen Schiffahrtsgesellschaft ausgesprochen haben. Fast nur die eben geschilderten Deutsch-Amerikaner, die sich auch sonst durch die Herabsehung des Deutschen hervorzuthun suchten, hatten den Muth, dieses Verhalten zu vertheidigen. Daß etwa Pflichten der Gastfreundschaft jenes Verhalten auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd rechtfertigen, ist natürlich ausgeschlossen. Die zuletzt genannten antideutschen Kreise betrachten die Bevorzugung des Englischen nicht als eine Pflicht der Gastfreundschaft, sondern als ein selbstverständliches Recht. Was aber die anderen amerikanischen Kreise betrifft, so haben sie für solche geschmacklose „Gastfreundschaft“ überhaupt kein Verständniß. Eine Gastfreundschaft, die die eigene Landessprache degradirt, verdient nicht mehr als solche bezeichnet zu werden.

Die Zahl der Deutsch-Amerikaner ist kaum mit Sicherheit zu ermitteln. Die Einen geben an, daß der sechste Theil der Bevölkerung zu den Deutsch-Amerikanern gehöre. Das wären etwa 12 Millionen, wenn wir eine Einwohnerzahl von 72 Millionen zu Grunde legen. Andere nehmen nur 5 Millionen Deutsch-Amerikaner an. Nach der Volkszählung vom Jahre 1890 waren, bei einer Einwohnerzahl von etwa 62600000, in Deutschland geboren 2785000; die Gesamtzahl der im Auslande geborenen war 9250000. Wenn man eine Generation weiter zurückgeht, so waren bei der Volkszählung von 1890 etwa 20700000 Personen vorhanden, die im Auslande geboren waren oder von im Auslande geborenen Eltern abstammten. Das heißt, wenn wir eine Generation zurückgehen, würde die Zahl der vom Auslande stammenden Amerikaner etwa doppelt so groß sein, wie wenn wir die letzte Generation allein zu Grunde legen. Wir können wohl annehmen, daß in der That 1890 über 5 Millionen Personen vorhanden waren, die entweder selbst oder deren Eltern in Deutschland geboren waren. Hinzuzuzählen sind natürlich dann noch die Nachkommen früherer deutscher Einwanderer und die Einwanderer der letzten acht Jahre.

Die Deutsch-Amerikaner leben in Amerika theils ganz mit anderen Nationalitäten gemischt, theils haben sie sich große eigene Kolonien geschaffen. Hoboken, wo sich die Hafenplätze der aus Deutschland ankommenden Schiffe befinden, ist fast ganz deutsch. Daß sich in Chicago wenigstens 3 bis 400 000 Deutsche befinden, ist sicher. Auch in Milwaukee sind die Deutschen stark vertreten; hier findet man auch die größten Brauereien, die, wie man schon von vorn herein vermuthen kann, in den Händen von Deutsch-Amerikanern sind. Aber auch an anderen Stellen des Landes hat das Deutschtum kulturelle Bedeutung gewonnen. Texas wäre ohne die Deutschen vielleicht noch eben so unfaktivirt wie vor wenigen Jahrzehnten. Der bedeutendste Ort von Texas, San Antonio, ist heute eine aufblühende Stadt und stolz können die Deutsch-Amerikaner auf Das sein, was sie an dieser Stelle geleistet haben. Prozentualisch soll übrigens, wie Einige behaupten, San Antonio mit etwa 45 000 Einwohnern die deutscheste Stadt Amerikas sein, während man sonst unter den größeren Städten meistens Milwaukee dafür hält. Die deutsche Kolonie hat in San Antonio einen großen Einfluß und sie hat sich, wie ich hier hervorhebe, eine große Anhänglichkeit an Deutschland erhalten. Ich erwähne San Antonio ganz besonders, weil es in dem „wilden“ Texas liegt und vor einigen Jahren erst ein bekannter deutscher Schriftsteller unter den Einwohnern hauptsächlich mexikanische Spieler, Betrüger und sogenannte Desperados beschrieb. Man kann dadurch leicht den Eindruck gewinnen, daß dieses Gesindel die große Masse darstellt, während es nur eine Minorität bildet und keineswegs einen Einfluß besitzt.

Mit anderen Nationalitäten gemischt finden wir Deutsche an zahlreichen Universtitäten und Colleges. Männer, die in Deutschland aus diesem oder jenem Grunde nicht die ihnen zukommende Stellung fanden, wurden, oft auf Betreiben der Regierung, von den verschiedensten Instituten nach Amerika geholt. Ich erinnere mich noch, wie ein Mitglied der Regierung in Washington stolz darauf hinwies, daß sie einen bekannten in Deutschland zurückgesetzten Gelehrten bewogen habe, nach Amerika zu kommen.

Auch sonst finden wir Deutsche in den verschiedensten Berufsstellungen. Wir treffen zahlreiche deutsche Ärzte und deutsche Advokaten. Viele Brauereien sind in den Händen von Deutsch-Amerikanern. Die große Zahl deutscher Kaufleute wird durch die Firmenaufschriften am Broadway in New-York und auch in den Geschäftsstraßen Chicagos bewiesen. Ferner sind manche Techniker und viele Fabrikanten von Musikinstrumenten Deutsche. Auf die Gestaltung der Musikverhältnisse haben überhaupt die Deutschen in den Vereinigten Staaten sehr großen Einfluß geübt. Ich erinnere an die Namen Damrosch und Seidl. Daß sich Millionen Deutsche in gesellschaftlich tiefer stehenden Berufsstellungen befinden, braucht kaum erwähnt zu werden.

Gesucht sind in den Vereinigten Staaten deutsche Dienstmädchen. Auch findet man unter den Arbeitern zahlreiche Deutsch-Amerikaner. Die schwerste Konkurrenz machen den deutschen Arbeitern die Irländer, die es im Allgemeinen besser verstehen als die Deutschen, sich in höhere Stellungen als Werkführer u. s. w., hinaufzuarbeiten. Endlich aber muß auf die deutschen Landwirthe hingewiesen werden, die in den verschiedensten Theilen der Vereinigten Staaten Farmen erwerben und mit großem Geschick bewirthschaften. Auch die Kellner sind zum großen Theil Deutsche. Wenn es dann und wann auch vorkommt, daß ein in Deutschland verunglückter Offizier oder hoher Adeliger in Amerika eine Kellnerstellung einnimmt, so braucht man doch nicht, wie es gelegentlich geschieht, darin die Regel zu sehen. Zugegeben muß ja werden, daß in Amerika in weit höherem Maße als bei uns der Grundsatz gilt, daß die Arbeit nicht erniedrigt; und es läßt sich sehr wohl denken, daß Leute, die bei uns einen Fehltritt begangen haben, unterstützt von dieser Volksauffassung, in Amerika viel eher zu einer Beschäftigung greifen, als es bei uns der Fall wäre, wo leider die tiefe gesellschaftliche Stellung der Arbeiterklassen hinderlich ist.

Der politische Einfluß der Deutschen in Amerika ist nicht sehr groß. Während die Irländer eine ziemlich festgeschlossene Rasse bilden und dadurch politische Macht besitzen, sind die Deutschen mehr zerplittert. Einer der besten Kenner der Vereinigten Staaten, nimmt an, daß etwa fünf Neuntel der Deutschen für die republikanischen und vier Neuntel für die demokratischen Kandidaten stimmen. Wenn Das richtig ist, muß sich nach meinen eigenen Informationen in neuerer Zeit das Verhältniß geändert haben. Denn es soll früher der überwiegende Theil der Deutschen — nicht nur fünf Neuntel — der republikanischen Partei angehört haben. Als Grund wird angegeben, daß die Republikaner für die Befreiung der Sklaven eingetreten seien. Das sei namentlich den Achtundvierzigern sympathisch gewesen. Ein weiterer Grund sei aber auch darin zu suchen, daß die Irländer meist Demokraten waren und die Deutschen, die kaum je mit den Irländern auf gutem Fuße standen, dadurch in die Opposition gedrängt wurden. Einen eigentlichen politischen Einfluß haben aber die Deutschen kaum je besessen; und der Umstand, daß immer wieder der Name Karl Schurz genannt wird, wenn man politische Größen unter den Deutsch-Amerikanern nennt, beweist, wie wenige politische Führer aus den Deutsch-Amerikanern hervorgegangen sind. Im Allgemeinen ist eben der Einfluß vielmehr ein kultureller gewesen oder er war auf einzelne Stadtgemeinden, z. B. Milwaukee, beschränkt. Daran haben auch die deutschen Zeitungen und Vereine nicht viel geändert.

Den Deutsch-Amerikanern wird von den Anglo-Amerikanern der Vorwurf gemacht, daß sie eine Reihe schlechter Dinge in Amerika eingeführt

hätten. Die Deutschen seien die größten Feinde der strengen Sonntagsheiligung, wie sie von den Anglo-Amerikanern gewünscht wird; die Deutschen seien Schuld daran, daß die Sonntagsheiligung nicht mehr so streng wie früher durchgeführt wird; die Deutschen hätten das Trinkgelderwesen, das übrigens in den Hotels und Restaurants der Vereinigten Staaten recht arg herrscht, dorthin gebracht; die Deutschen hätten das Biertrinken eingeführt und sie seien Gegner der auf Vermeidung von Alkohol gerichteten Temperenzbewegung. Ich werde selbstverständlich an dieser Stelle nicht erörtern, was für und gegen diese Sitten (Trinkgelderwesen, Sonntagsheiligung, Temperenz) spricht. Nur möchte ich hervorheben, daß es keineswegs ausschließlich die Deutsch-Amerikaner sind, die solche Aenderungen bewirkt haben, sondern daß zum Theil auch die europäischen Reisen der Anglo-Amerikaner allmählich alte amerikanische Sitten umgestalteten. Verschiedene Anglo-Amerikaner, die in Europa gereist sind, haben mir übrigens erklärt, daß sie einen deutschen Sonntag dem alten amerikanischen vorziehen.

Wenn wir den Einfluß des Deutschthumes in den Vereinigten Staaten verstehen wollen, dürfen wir nicht bloß die Deutsch-Amerikaner berücksichtigen, sondern wir müssen auch der zahlreichen Beziehungen gedenken, die sonst zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bestehen. Auf die Handelsbeziehungen, die sich in den letzten Jahren, wohl mehr zu Deutschlands Schaden, verändert haben, will ich nicht weiter eingehen. Die politischen Verhältnisse will ich aber kurz berühren. Geradezu sympathisch ist den einflußreichen Amerikanern kein Land der alten Welt, so weit es sich um Politik handelt. Daß aber bis zum Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges kaum ein Staat der alten Welt den Amerikanern näher stand als das Deutsche Reich, scheint mir sicher. Der Umstand, daß Deutschland sich fast nie in amerikanische Verhältnisse mischte, die sympathische Haltung, die man in Deutschland während des Sezessionskrieges eingenommen hatte, und andere Momente trugen hierzu bei. Daß durch Verheerungen von England aus die Zuneigung Americas zu Deutschland in neuerer Zeit herabgemindert wurde, kann keinem Zweifel unterliegen. Zwei Momente sind hierbei in Betracht zu ziehen: erstens die Angriffe der deutschen Presse gegen die Vereinigten Staaten, zweitens die Entsendung der deutschen Kriegsschiffe nach den Philippinen. Das ist in den Vereinigten Staaten als eine Drohung aufgefaßt worden und weder offiziöse Erklärungen noch andere Umstände vermochten an dieser Thatsache Etwas zu ändern. Man nahm allgemein an, daß man fünf Kriegsschiffe nicht nach den Philippinen sendet, um „fünfzig“ deutsche Reichsbürger zu schützen, sondern daß man damit eben einen anderen Zweck verfolgte. Daß gegenüber den als Eroberer auftretenden Amerikanern Deutschland keine Zartheit zu zeigen braucht, ist selbstverständlich. Die erwähnten

beiden Umstände haben aber die Sympathien der Amerikaner für Deutschland mindestens zeitweise erheblich geschädigt. Darauf sei hingewiesen, weil die Annahme, daß England den Amerikanern ein sympathisches Land sei, wohl kaum einer Widerlegung für die Deutschen bedarf, die öfters mit Amerikanern zu sprechen oder die dortigen Schulbücher zu lesen Gelegenheit hatten. Der selbe Haß, den man fast überall in Europa gegen England empfindet, besteht in den Vereinigten Staaten, und wenn das Volk zu wählen hätte, so würden vielleicht selbst heute die Amerikaner sich innerlich mehr zu Deutschland als zu England hingezogen fühlen.

Ich erwähnte eben, daß die Haltung Deutschlands in dem Sezessionskriege zum Theil die frühere Zuneigung Amerikas zu Deutschland erklärte. Hinzukommt selbstverständlich der schon früher erwähnte moralische Einfluß der Deutsch-Amerikaner. Er ist zuweilen fühlbar, obwohl die Deutsch-Amerikaner nur selten politisch hervortreten. Die Achtung für Deutschland wurde ferner durch unsere politischen und industriellen Erfolge vermehrt. Am Meisten aber kann man wahre Freundschaft und Sympathie für Deutschland in den geistig hochstehenden Kreisen der Vereinigten Staaten finden. Sowohl der Ruf der deutschen Schule wie ganz besonders der der deutschen Wissenschaft hat hierzu wesentlich beigetragen. Wer sich in den Kreisen der Intelligenz, und zwar sowohl in denen der offiziellen Wissenschaft als auch in den wahrhaft gebildeten Familien Amerikas, bewegt hat, Der wird mir wohl bestimmen. Es ist zu berücksichtigen, daß viele Amerikaner auf deutschen Universitäten und anderen deutschen Bildungsanstalten ihre Vorbildung genossen haben. Die Zahl der Psychologen, Philologen, Nationalökonomcn, Naturforscher, Mediziner, die in Deutschland ihre Erziehung erhalten haben, ist nicht klein. Ich erinnere mich mit großem Vergnügen eines durch Charakter und wissenschaftliche Bedeutung gleich ausgezeichneten amerikanischen Gelehrten, der mir immer wieder sagte, Alles, was er sei, habe er dem Unterricht Deutschlands zu danken; und wenn er für irgend Etwas seinem Vater verpflichtet sei, so in erster Linie dafür, daß er ihn mit achtzehn Jahren nach Deutschland schickte und unterrichten ließ. Dazu kommen die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten und Entdeckungen, die von Deutschland ausgegangen sind und die in der Geistesaristokratie Amerikas gewürdigt werden.

Ueberschätzen wir aber auch Dieses nicht. Gerade Amerikaner, die Deutschland sehr achten, haben mir gegenüber die Meinung ausgesprochen, daß bei uns heute ein gewisser Stillstand herrscht, daß das starke Fortwärtsschreiten der deutschen Wissenschaft nachlasse, — und wir werden jehcnfalls gerade aus den Rathschlägen uns wohlgefinnter Ausländer das Eine entnehmen können, daß wir nicht auf alten Lorbern ausruhen sollen. Die alte Generation, in der sich so viele wissenschaftliche Größen allerersten Ranges be-

fauden, ist im Aussterben begriffen. Nur wenige Säulen — ich nenne Wundt, Virchow, Runo Fischer — stehen noch. Aber die noch lebenden Vertreter dieser Generation, die ganz besonders in Amerika und auch sonst im Auslande den Ruf deutscher Wissenschaft gefördert hat, sind bereits alt, und daß wir in der folgenden Generation, die etwa dreißig Jahre jünger ist, eine gleiche Anzahl erster Größen haben, muß leider bezweifelt werden. Wir dürfen nie vergessen, daß uns heutzutage von anderen Nationen eine, wenn auch friedliche, aber recht ernste Konkurrenz droht. Ich nenne hier die aufstrebenden Russen und die Anglo-Amerikaner, wozu vielleicht noch die für Kultur so sehr empfänglichen Japaner kommen dürften. Das Alles haben wir jedenfalls zu bedenken, wenn wir die Beziehungen Deutschlands zum Auslande und ganz speziell auch die zu Amerika und die wissenschaftliche Stellung unseres Vaterlandes würdigen wollen. Wenn wir den Einfluß der deutschen Wissenschaft auf Amerika kennen lernen wollen, so dürfen wir ferner nicht vergessen, daß einstweilen die wissenschaftlichen Kreise Amerikas verhältnißmäßig wenig politischen Einfluß besitzen. Kaum irgendwo werden Politiker der Vereinigten Staaten mehr verachtet als in den eben erwähnten Kreisen der Intelligenz. Nirgends fand ich schärferen Tadel gegen die Regierung in Washington ausgesprochen als in diesen Kreisen. Nirgends ist die Friedensliebe größer und nirgends wurde der gegen Spanien begonnene Krieg strenger verurtheilt als in eben diesen höchst kultivirten Kreisen. Der Kongreß und viele Regierungsmänner in Washington werden von diesen Leuten verachtet und die Regierung kümmert sich einstweilen noch sehr wenig um die Wünsche der wissenschaftlichen Kreise. Ihr Einfluß dürfte — wenn es überhaupt möglich ist — noch geringer sein als bei uns in Deutschland.

Haben wir in den Einfluß deutscher Wissenschaft auf Amerika eine Hauptursache gefunden, die uns dort Sympathie in manchen Kreisen eingebracht hat, so wollen wir doch nicht vergessen, daß auf gewissen Gebieten der Einfluß Deutschlands weit hinter den anderer Nationen, insbesondere Frankreichs, zurücktritt. Abgesehen von der Musik, gilt Frankreich den Amerikanern als erster Repräsentant der Kunst; und Alles, was mit Künsten zusammenhängt, übt, wenn es von Frankreich kommt, einen erheblich größeren Einfluß aus, als wenn es aus Deutschland stammt. Hierzu möchte ich in erster Linie die Malerei rechnen, ich zähle dazu aber auch das Schauspielersach. Es dürfte nicht bloßer Zufall sein, daß deutsche Schauspieler nur sehr selten in Amerika einen vollen Erfolg erzielen. Beiläufig gesagt, ist Agnes Sorma nach Dem, was ich in Amerika gehört habe, unter den Deutschen bisher fast die Einzige, die neuerdings einen großen Erfolg hatte. Daß es unter den Künsten eine giebt, in der Deutschland die führende Stellung für Amerika einnimmt, Das dürfte kaum einem Widerspruch begegnen; es ist die Musik. Nicht nur die

deutschen Dirigenten und deutschen Musikvereine kommen hierfür in Betracht, sondern ganz besonders auch der Umstand, daß die Werke deutscher Komponisten besonders bevorzugt werden. In erster Linie ist hier Wagner zu nennen. Aber auch in Bezug auf Musik sei kurz erwähnt, daß trotz dem großen Einfluß, den Wagner und zahlreiche andere deutsche Komponisten in Amerika haben, die jetzt lebenden deutschen Komponisten für Amerika weniger in Betracht kommen. Und leider muß ich hinzufügen, daß auch die moderne deutsche Literatur in Amerika mir noch weniger verbreitet zu sein scheint als die englische und französische, ja als Ibsen und Tolstoi.

Ich habe versucht, im Vorhergehenden so objektiv wie möglich, ohne Uebertreibung, den Einfluß des Deutschthumes in Amerika zu schildern. Nur wenn wir uns hierbei vor Chauvinismus hüten, können wir der Selbstüberschätzung entgehen, die stets der gefährlichste Feind aller Völker gewesen ist. Wenn wir sehen, daß Deutschland kaum irgendwo in der Welt aufrichtiger Freunde besitzt als in den gebildeten und wissenschaftlichen, aber politisch fast einflußlosen Kreisen der Vereinigten Staaten, dann können wir nur den Wunsch aussprechen, daß der Einfluß dieser Kreise auf die Centralregierung eben so zunehme wie die Bedeutung der Vereinigten Staaten im Laufe dieses Jahrhunderts. Eine aufrichtige und herzliche Freundschaft zwischen beiden Ländern würde dann die erfreulichste Folge sein.

Dr. Albert Moll.



Wagner-Klatsch.

Als Herr Wendelin Weißheimer seine „Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen“ veröffentlichte, bemächtigte sich der staunenden Welt ein nicht geringer Schrecken; wie, wenn wahr wäre, was deutlich hier geschrieben stand, daß nur durch einen Zufall, eine Lücke des Schicksals der „gute Wendelin“ — so hieß er im Kreise der Weimaraner — nicht die Rolle gespielt hätte, die ihm eigentlich zukam, und ein Anderer, dessen Name auch mit der königlichen Initialen W begann, schmählich ihn von seinem Plaze verdrängte? Ja, ängstliche Gemüther dachten — so erzählt man — nach diesem Buche bereits daran, eine Reihe von Kompositionen des geheimnißvollen zweiten W's, die sorgfältig auf den letzten Blättern der „Erlebnisse“ verzeichnet waren, sich anzuschaffen und auf seine Weise so allen Möglichkeiten zu begegnen. Man konnte nicht wissen, was noch geschah: jedenfalls wollte man Pinsel und Meißel bereit halten, um im gegebenen Augenblicke das verachtete Monogramm zu überleben und der wankelmüthigen Masse das bligend neue WW. zu präsentieren.

Man hatte umsonst die Tugend geübt, von der man sagt, daß man sich bei ihr am Seltensten die Finger verbrenne, die Vorsicht. Die Revolution, von

der der „gute Wendelin“ träumte, ist nicht hereingebrochen, das alte Monogramm prangt noch in alter Frische und die Kleistertöpfe sind bei Seite gestellt worden. Das einzige Resultat war, daß man die Ergüsse einer belasteten und bekümmerten Komponistenseele mit herzlichem Bedauern las und aus Mitleid so viele Exemplare kaufte, daß eine zweite Auflage nöthig wurde, die dem König im Exil wenigstens einen kleinen Trost für all' die herben Enttäuschungen und Entbehrungen verschaffte. Niemand aber hörte von einer Aufführung des berühmten „Grab im Busento“, das durch die ganzen „Erlebnisse“ spukt, oder der Oper „Meister Martin und seine Gefellen“, die noch im Grabe des Selbstverlages ruht. Auf alle offenen und versteckten Fragen des Buches fand man keine Antwort oder suchte sie nicht einmal, vielmehr wunderte man sich eine geringe Weile und fragte dann den Verfasser: „Wozu schrieben Sie eigentlich diese Dinge da nieder?“

Thut er es, um Wagner einen Gefallen zu erweisen? Der zeigt sich aber gerade nicht von einer vorthellhaften Seite; er protegirt Wendelin so lange, wie er der stets gefüllten und für den berühmten Freund offenen Börse Papa Weißheimers dringend bedarf. Als die Freigebigkeit des weichherzigen Gönners über die schlimmen Jahre ruhelosen Wanderns und verzehrender Nöthigkeit bis zu der Botschaft des bayerischen Königs (1864) hinweggeholfen hat, ist er für den Helfer in mancher Verlegenheit, für den „guten Wendelin“, den „besten Wendelin“ nicht mehr zu sprechen; kaum findet er noch die Zeit, ein paar flüchtige Zeilen nach Augsburg, Düsseldorf, Würzburg hinüberzuschicken; seit die großen Wünsche aus den Stunden der ewigen Drangsale verstummt, fehlt ihm der Stoff. Nur aus Höflichkeit fragt er noch flüchtig einmal nach Weißheimers Oper „Theodor Körner“ oder dem unsterblichen „Grab im Busento“. Oder wollte der getäuschte Wendelin uns die Augen über den Charakter des großen Wagner öffnen, den die ganze Welt anbetet? Dann wird ihn die Wagnerpresse bald belehren, daß ein Genie Rechte habe, die dem Talent versagt sind. Sie kann ihm auch klar machen, daß solche kleinen Flecke das Andenken des Vereinigten nicht zu trüben vermögen, und noch Mancherlei weiß sie vorzubringen, von der Trennung des Menschen vom Künstler, Altes und Neues, wie es das lauschende Publikum gern hört. Und schließlich kommt man auf den Gedanken, daß vielleicht die „Erlebnisse“ eine Verherrlichung Franz Liszts bedeuten sollen, eine Apotheose des treuen „Helferich“, des getreuen Eckart der jungdeutschen Schule. Braucht denn aber wirklich die Legende von der unwandelbaren Hilfsbereitschaft des Meisters Franz eine solche Unterstützung? Mag die Meinung über den Komponisten getheilt sein, mag man ihn hier verdammen, dort in den Himmel heben: an der Noblesse und echt aristokratischen Gesinnung Liszts hat niemals Jemand gezweifelt.

Das Buch Weißheimers ist eine Vorpiegelung falscher Thatfachen. Es will uns einreden, daß es Wagners und Liszts wegen geschrieben sei. In Wirklichkeit sind die Beiden nur Staffage, es handelt sich um ihren „Zeitgenossen“ — wie in dem Titel naïd gesagt wird — Wendelin Weißheimer. Er kann es nicht ertragen, daß er vergessen sein soll, während die Namen Derer, die mit ihm gestritten, in aller Munde sind. Er ist in dem Alter, da der Mensch den großen Rückblick auf sein Leben wagt und die Summe zieht. Und er fühlt, daß man ihm übel mitgespielt, ihn in die Finsterniß gestoßen hat, um selbst an das Tageslicht zu gelangen.

Da knirscht er vor Wuth mit den Zähnen und singt der Welt ein Lied von der Betrübniß des unbefriedigten Künstlers.

Und man ist mit dem guten Wendelin böse verfahren. Dem Jungen lacht das Herz, als er zuerst Wagners Bekanntschaft durch Schindelmeyers Vermittelung in Zürich macht, als die flüchtige Zuneigung des Meisters zu dem gläubigen Schüler während eines längeren Aufenthaltes in Viebrich (1862) in eine feste, herzliche Liebe sich umzuwandeln scheint. Kaum ein Tag vergeht, wo nicht ein Billet zu Wendelin in das nahe Mainz hinüberflattert; und Wendelin kommt, um das langsame Werden der Meisterfinger mit staunenden Augen zu verfolgen, den verehrten Mann „in Brunst“ zu sehen. Aber die gemeine Geldnoth greift mit profanen Händen in das Idyll am Rhein; Wagner verlangt dringend Summe auf Summe, die der geschmeichelte alte Weißheimer gegen einen Wechsel auf des Komponisten Zukunft mit Vergnügen herbeiholt. Wagner besitzt eine Virtuosität im Gelbauftreiben; noch leichter aber giebt er das eben Gewonnene auch wieder aus. Er bereist halb Europa und dirigirt Konzerte, die die gewünschten Mittel nicht bringen, er weilt in Leipzig, Wien und Petersburg, — und immer muß der gute Wendelin seine Geschäfte besorgen, Kopisten anwerben, Orchesterarrangements machen und Verleger anlocken. Dafür — welcher köstlicher Lohn! — lobt Wagner die Schöpfungen des jungen Freundes, sagt ihm Artigkeiten, wie er sie nur haben will, und verspricht ihm gar einen Operntext. Da, im Augenblick der größten Verzweiflung — Wagner denkt an ein spurloses Verschwinden aus Deutschland, sogar an Selbstmord —: die Botschaft Ludwigs des Zweiten. Das Auftreten des Staatsrathes von Pfistermeister wandelt das Verhältniß Wagners zu Weißheimer vollständig um; als der Meister in München angelangt ist, erkaltet das frühere herzliche Einvernehmen immer mehr; er fehlt bei Weißheimers Hochzeit, und als Wendelin nach der bayerischen Residenz kommt, um seinen „Theodor Adner“ durchzusetzen, rührt er dafür keine Hand: er läßt den alten Freund antischambrixen. Er vermeidet es, an die vergangene Zeit sich erinnern zu lassen; er fühlt sich jetzt wohl und warm und voll in der Gunst des wahnsinnigen Monarchen, dessen fixe Idee er ist. Und man bemitleidet den Betreuen, der um seinen Lohn gebracht wurde, — vielleicht belächelt man aber auch seine Schicksale; die Meisten gehen interessellos daran vorüber. Sich selbst erweist er keinen Dienst damit, und wenn er andere Absichten hatte, so täuscht er sich über sein Publikum, das von Bornehmheit und unerbittlicher Wahrhaftigkeit nichts hören will. Eingeweichte wissen schon längst, was sie von Wagner zu halten haben: sie meinen nicht jenen Vorwurf, den die Gehässigkeit der fanatischen Gegner Seine einst ins Gesicht schleuderte, jene Lehre, daß bei der Beurtheilung des Dichters auch sein Charakter ins Gewicht fiel. Sie reden davon, daß dem Genie die kleinlichen Mittel der Schmeichelei, hinterlistigen Ausnützung und seinen Verführung nicht anstehen. Große Menschen treten Hindernisse vor sich zu Boden, aber sie kriechen nicht über sie hinweg und feilschen nicht mit ihnen. Bis ist dem guten Wendelin stets ein Berather geblieben, und wenn auch er über Gebühr lobte, was Weißheimer schuf, so ließ er ihn später doch nicht fühlen, daß ihn bei seinen Urtheilen mehr das gute Herz und die Courtoisie als die strenge Aufrichtigkeit geleitet hatte.

Die Ausbeute der „Erlebnisse“, die Weißheimer mit seinen großen „Zeit-

genossen* Wagner und Liszt gehabt hat, ist schließlich recht mager. Weht man über die kleinen Eitelkeiten des Verfassers hinweg, die Aufzählung jedes Konzertes, in dem „Das Grab im Busento“ gespielt wurde oder Wagner, Liszt und Hans von Bülow mitwirkten, die Aufzeichnung auch der geringsten lobenden Bemerkung, die Wiebergabe mancher günstigen Kritik und des Anstandes halber auch der abspredhenden, so bleibt als Rest Etwas, das seine Existenzberechtigung nur aus der Gier herleitet, mit der es vom Publikum aufgenommen wird: Mittheilungen aus dem alltäglichen Leben eines großen Mannes, Dienstbotengewäsch, Toilettenindiskretion, — der einfache Wagner-Klatsch. Manche Menschen finden an solchen kleinen skandalösen Geschichten ein unendliches Behagen, es kitzelt den Baumen, ein Genie en robe de chambre zu beschauen; ja, das Vergnügen an solchen Garderobeschrezen ist so innig, daß man den Kammerdiener, der seine Erinnerungen auskraut, fast mehr bewundert als den Gegenstand der Verehrung selbst. Und so hat man den wahren Wagner eigentlich schon längst aus den Augen verloren und sieht nur noch die Marodeure seines Ruhmes und seiner Würde. Nach einem Buche, wie das Weißheimers es ist, hält man die Bedeutung Wagners für erschöpft, wenn ihn die lobpreisende Zunge als Vernichter des italienischen und französischen Operngeschmackes, als Bürger der Philister und Juden feiert. Was die Macht in dem Manne war, lernt man besser als aus allen Wagnerbüchern aus den beiden Schriften eines Denkers, der sich nicht durch Wrausen und hohe Worte heitren lassen konnte, aus Nießsches „Fall Wagner“ und „Nießsche contra Wagner“. Daß man Erscheinungen wie Wagner nicht von der Höhe eines Sellokastens, im besten Falle eines Dirigententrittes erfahrt, ist eine alte Wahrheit. Wenn das Glück gut ist und die Feder willig, so bringt so ein Wagnerbiograph eine allgemeine Lobhudelei- oder Verdammungsbredei zu Stande, in deren Mitte die „Daten“ die ruhenden Punkte, die „Inseln“ bilden. So that es, wo er nicht von sich sprach, der gute Wendelin; er beschreibt die Eindrücke einer Tannhäuser-Aufführung, schwärmt von den „bestricenden Violinen, die in langgezogenen Tönen glühende Liebe singen, während die chromatisch aufsteigenden Violoncelle sie stürmisch zu umfassen trachten“ — Tannhäuser erscheint ihm überhaupt als das „flotteste Bühnenstück von allen“ —, er spielt mit Grün die „unvergängliche Kreuzersonate“ und nach der letzten Seite seines Werkes ist Einem zu Muthe, als käme man vom Felsseur und hätte dort einen Wust von Anekdoten gehört.

Aber Wendelin ist ein braver, ehrlicher Mensch. Er betragt sich anständiger als der große Wagner. Auch nachdem der Günstling Ludwigs den unscheinbaren Freund verleugnet hat, bleibt Wendelin treu bei der Sache, führt als Kapellmeister an manchem Stadttheater Wagners Opern auf und klagt nur leise an einer Stelle, daß ihm und dem armen Peter Cornelius in München ein stiller Glück gebührt haben könnte, wenn Wagner es gewollt hätte.

Halensee.

Erich Urban.



Der Petschenege.

Schmuhin, Iwan Abramowitsch, Kosaken-Offizier außer Dienst, der früher einmal im Kaukasus gebient hat und jetzt auf seinem Güthen lebt, der früher einmal jung, gesund, kräftig gewesen und jetzt alt, hager und gebückt ist, zottige Augenbrauen und einen graugrünen Schnurrbart hat, fuhr an einem heißen Sommertag von der Stadt nach Hause zurück. In der Stadt hatte er das Heilige Abendmahl empfangen und beim Notar sein Testament gemacht, weil ihn zwei Wochen vorher ein leichter Schlaganfall getroffen hatte, und jetzt konnte er während der Fahrt im Waggon sich trauriger Gedanken über den nahen Tod, über die Eitelkeit der Welt und über die Vergänglichkeit alles Irdischen nicht erwehren. . .

Auf der Station Promalje stieg ein blonder, corpulenter Herr von mittlerem Alter, mit einem abgenutzten Portefesille, ein und nahm ihm gegenüber Platz. Sie geriethen ins Gespräch.

„Ja, ja,“ sagte Iwan Abramowitsch, nachdenklich zum Fenster hinaussehen). „Zum Heirathen ist es nie zu spät. Ich selbst habe mit achtundvierzig Jahren geheirathet; man sagte: ‚Spät!‘ und doch war es nicht zu spät und nicht zu früh, aber besser wäre es gewesen, gar nicht zu heirathen. Der Frau wird man bald überdrüssig, wenn es auch nicht Jeder eingesteht; denn, wissen Sie, man schämt sich eines unglücklichen Familienlebens und sucht, es zu verbergen. Mancher sagt zu seiner Frau: ‚Manja, Manja!‘*) und würde doch, wenn er nur könnte, eben diese Manja in einem Sack auf dem Speicher verstecken. Mit einer Frau . . . welche Langeweile, der reine Blödsinn! Und mit den Kindern, kann ich Sie versichern, geht es nicht besser. Ich habe zwei, wissen Sie. Hier in der Steppe kann ich sie nichts lernen lassen, — und für die Schule in Nowotscherkass reicht mein Geld nicht. Sie leben wie die jungen Wölfe und ich kann darauf gefaßt sein, daß sie eines Tages Jemanden auf der Landstraße anfallen. . .“

Der blonde Herr hörte aufmerksam zu und antwortete nur kurz und leise. Er schien von stillem, bescheidenem Wesen. Er sagte, er sei Privatsekretär und sahe in Geschäften nach dem Dorf Djuenkfa.

„Aber Das ist ja neun Werst von mir, mein Gott und Herr!“ rief Schmuhin in einem Ton, als ob man mit ihm stritte. „Erlauben Sie, auf der Station finden Sie keine Pferde; ich glaube, das Beste für Sie ist, wissen Sie, gleich zu mir zu fahren; bei mir übernachteten Sie und morgen reisen Sie auch mit meinen Pferden in Gottes Namen weiter.“

Der Privatsekretär überlegte und willigte ein.

Als sie die Station erreichten, stand die Sonne schon niedrig über der Steppe. Von der Station bis zum Landhaus sprachen sie nichts, das Rütteln des Wagens machte jede Unterhaltung unmöglich. Der Tarantak häpfte, ächzte und schien zu schluchzen, wie wenn ihm seine Sprünge jedesmal heftigen Schmerz verursachten, und der Privatsekretär, der sehr unbequem saß, spähte schwermüthig in die Ferne, ob nicht das Landhaus bald zu sehen sei. Man war ungefähr acht

*) Diminutiv von Marie.

Werst gefahren, als sich ein niedriges Haus und ein von dunklen Quadersteinen umzäunter Hof zeigten; das Dach des Hauses war grün, der Stuck abgelöst und die Fenster waren klein und schmal, wie zusammengekniffene Augen. Das Gebäude stand ganz frei auf einem weiten Platz, ringsherum befand sich weder Wasser noch Gebüsch. Die Gutsnachbarn und die Bauern nannten es: „Das Haus des Petschenegen“. Vor vielen Jahren hatte dort ein durchreisender Feldmesser geraftet, der, nachdem die ganze Nacht hindurch Iwan Abramowitsch auf ihn gesprochen hatte, sich von ihm am Morgen, bei der Abfahrt, unwirsch mit den Worten verabschiedete: „Derr, Sie sind ein Petschenege!“ Daher stammte der Spitzname. Er befestigte sich noch mehr, als die Kinder Schmudchins heranwuchsen und die Nachbargärten unsicher zu machen begannen. Iwan Abramowitsch selbst nannte man „Wissen Sie“, weil er viel sprach und dabei die Wendung: „Wissen Sie“ oft gebrauchte. Im Hof, neben dem Schuppen, standen Schmudchins Söhne: ein Neunzehnjähriger und ein halbwüchsiger Knabe, Beide barfüßig, ohne Kopfbedeckung. . . Und gerade als der Tarantoff in den Hof einfuhr, warf der jüngere eine Henne in die Luft, die gackernd aufzog und einen Bogen beschrieb; der ältere schoß und die Henne fiel tot zu Boden.

„So lernen meine Jungen auf Fliegendes schießen,“ sagte Schmudchin.

Im Flur empfing sie eine kleine, magere, blaße Frau, die noch jung und nicht häßlich war; ihre Kleidung war die eines Dienstmädchens.

„Und Das — gestatten Sie, daß ich Ihnen vorstelle —“ sagte Schmudchin, „ist die Mutter meiner Brut. . . Nun, Ljubow Ossipowna“, wandte er sich zu ihr, „tummle Dich und bewirthe unseren Gast. Nach Abendbrot! Hurtig!“

Das Haus bestand aus zwei Abtheilungen, aus dem Salon und dem Schlafgemach des alten Schmudchin: dumpfen Zimmern mit niederen Decken und einer Menge Fliegen und Wespen; davon getrennt war die Küche, in der man kochte, Wäsche wusch und die Arbeiter beschäftigte; unter den Bänken bräteten Gänse und Truthühner und auch Ljubow Ossipowna schlief hier mit ihren beiden Söhnen. Die Möbel im Salon — rohe Zimmermannsarbeit — waren nicht angestrichen, an den Wänden hingen Waffen, Jagdtaschen, Kosakenpeitschen; das ganze alte Gerümpel war verrostet und von Staub überzogen. Kein einziges Bild war zu sehen, nur in der Nische befand sich ein dunkles Brettchen, das früher einmal ein Heiligenbild gewesen sein mochte.

Ein junges kleinrussisches Bauernweib deckte den Tisch und trug Schinken, dann saure Suppe auf. Der Gast lehnte den Schnaps dankend ab und begnügte sich mit Brot und Surken. „Und keinen Schinken?“ fragte Schmudchin.

„Esse ich nicht, danke,“ erwiderte der Gast. „Ich esse überhaupt kein Fleisch.“

„Warum Das?“

„Ich bin Vegetarier. Ein Thier zu töten, geht gegen meine Anschauung.“

Schmudchin dachte einen Augenblick nach und sagte dann langsam, mit einem Seufzer: „Ja. . . So. . . In der Stadt habe ich auch Einen gesehen, der kein Fleisch ißt. Jetzt so ein Glaube, was? Das ist gut. Man kann ja nicht immer schlachten und schießen, wissen Sie, man muß auch einmal stillhalten, den Creaturen auch Ruhe gönnen. Es ist Sünde, zu töten, ganz gewiß Sünde, Das ist wahr. Manchmal schießt man einen Hasen und trifft ihn gerade am Bein und dann schreit er genau so wie ein Kind. Also thut es ihm weh!“

„Natürlich thut es weh. Die Thiere leiden eben so wie die Menschen.“

„Das ist wieder richtig“, stimmte Schmudchin bei. „Ich begreife alles Das sehr gut“, fuhr er nachdenklich fort, „blos das Eine, gestehe ich, kann ich nicht begreifen: wenn alle Menschen, nehmen wir an, Fleisch zu essen aufhören, was thun wir mit den Hausthieren, mit den Hühnern und Gänsen?“

„Die Hühner und Gänse werden frei leben, wie die wilden.“

„Auch Das verstehe ich, leben doch die Raben und Dohlen und kommen ohne uns aus. Ja... Und die Hühner und die Gänse und die Hasen und die Schäfchen, alle werden frei leben, werden sich freuen, wissen Sie, und Gott preisen und uns nicht fürchten. Es wird Ruhe und Frieden sein. Aber Eins, wissen Sie, kann ich doch nicht begreifen,“ fuhr Schmudchin fort, während er den Schinken anblickte. „Was soll aus den Schweinen werden?“

„Auch sie, wie alles Gethier, wird man frei lassen.“

„So... Ja... aber erlauben Sie, wenn man sie also nicht schlachtet, so vermehren sie sich und dann: gute Nacht, Wiesen und Gemüsebeete. Das Schwein wird Ihnen doch, wenn man es wirklich frei läßt und nicht bewacht, Alles in einem Tag verderben. Das Schwein ist eben ein Schwein; darum heißt es so...“

Das Abendessen war zu Ende. Schmudchin erhob sich, ging in Zimmer umher und redete, redete immerfort. . . Er liebte es, über irgend etwas Wichtiges und Ernstes zu sprechen und nachzudenken; auch hätte er in seinen alten Tagen gern irgend Etwas festgehalten, um Ruhe zu haben, und damit das Sterben nicht gar so schrecklich sei. Er wünschte sich die Sanftmuth und Seelenruhe seines Gastes, der von Gurken und Brot satt geworden ist und gewiß denkt, er sei dadurch vollkommener geworden; da sitzt er auf dem Koffer, gesund, rund, schweigt und langweilt sich geduldig; und wenn man ihn in der Dämmerung von der Flur aus betrachtet, gleicht er einem großen Stein, der nicht von der Stelle zu bewegen ist. Dieser Mensch hat einen Halt im Leben. . . . ihm ist wohl.

Schmudchin trat auf die Treppe hinaus, seufzte und sagte in Gedanken zu sich: „Ja... So...“

Während es dunkelte, zeigten sich am Himmel hie und da Sterne. In den Zimmern war kein Licht. Da trat Jemand geräuschlos wie ein Schatten in den Salon und blieb in der Thür stehen. Es war Schmudchins Frau.

„Sind Sie aus der Stadt?“ fragte sie schüchtern, ohne den Gast anzusehen.

„Ja, ich wohne in der Stadt.“

„Vielleicht sind Sie vom gelehrten Stand und könnten mir sagen, wie es zu machen ist. Wir müssen nämlich ein Besuch einreichen.“

„Wo?“ fragte der Gast.

„Wir haben zwei Söhne, die längst in die Schule gehörten, aber zu uns kommt Niemand, man kann sich mit keinem Menschen berathschlagen und ich, ich weiß gar nichts. Wenn sie nichts lernen, werden sie doch als gemeine Kosaken dienen müssen. Es ist nicht gut, nicht lesen und schreiben zu können; man ist schlimmer daran als die Bauern. Iwan Abramowitsch selbst kümmert sich nicht um sie und läßt sie nicht einmal in die Zimmer. Ist es dann ihre Schuld? Den Jüngeren müßte man wenigstens in die Schule schicken, wahrhaftig. . . . Den Jüngeren müßte man wenigstens in die Schule schicken, wahrhaftig. . . . es ist schade!“ sagte sie gedehnt und ihre Stimme zitterte; es war kaum zu glauben, daß eine so kleine und junge Frau so erwachsene Söhne hatte. „Ach so schade!“

„Nichts verstehst Du, Weib, und es geht Dich auch gar nichts an,“ sagte Schmutzin, der in der Thür erschien. „Belästige unseren Gast nicht mit Deinen Albernheiten. Geh hinaus!“ Ejubow Ossipowna ging und sagte nur in der Thür noch einmal mit weicher Stimme: „Ach, wie schade!“

Man machte dem Gast ein Lager im Salon auf dem Sofa zurecht und zündete, damit er nicht im Dunkeln sei, ein Lämpchen an.

Schmutzin ging in sein Schlafzimmer. Während er sich ausstreckte, dachte er an seine Seele, an sein Alter und an den kürzlich erlittenen Schlaganfall, der ihn so lebhaft an den Tod erinnert hatte. . . Er grübelte gern in der Stille und Einsamkeit und dann kam er sich wie ein sehr ernster, tief sinniger Mensch vor, den in dieser Welt bloß wichtige Fragen beschäftigen. Jetzt sann er fortwährend nach und wäre gern bei einem außerordentlichen Gedanken stehen geblieben, bei einem bedeutenden Gedanken, der ihn im Leben leiten könnte; er hätte irgend welche Regel erfinden mögen, um sein Leben tief und ernst zu gestalten. Ob es für ihn alten Mann nicht auch gut wäre, dem Fleisch und verschiedenen anderen überflüssigen Dingen zu entsagen? Die Zeit, da die Menschen weder Thresgleichen noch Thiere idlen werden, kommt doch früher oder später: es kann ja nicht anders sein. Er stellte sich diese Zeit vor und sah sich selbst mit allen Thieren in Frieden leben, — aber auf einmal erinnerte er sich der Schweine und Alles verwirrte sich in seinem Kopf. „So eine Geschichte, Gott im Himmel!“ . . . er seufzte.

„Schlafen Sie?“ fragte er.

„Rein.“

Schmutzin stand auf und blieb im Hemd in der Thür stehen, so daß er dem Gaste seine klapperdürren Beine mit den großen Adern zeigte.

„Da kommen jetzt, wissen Sie,“ begann er, „diese verschiedenen Telegraphen, Telephone, mit einem Wort, so verschiedene Wunderdinge, aber die Menschen sind nicht besser geworden. Man sagt jetzt, vor dreißig, vierzig Jahren seien die Menschen roh und grausam gewesen; aber ist es anders geworden? In der That, zu meiner Zeit machte man wenig Umstände. Ich erinnere mich. . . Als wir im Kaukasus vier Monate lang müßig an einem Fließchen lagen — ich war damals Unteroffizier —, passirte eine Geschichte wie ein Roman. Gerade am Ufer jenes Fließchens, wo unsere Eskadron lag, war ein Fürstlein begraben, das kurz vorher gefallen war. Und jede Nacht, wissen Sie, da kam die Witwe aufs Grab und weinte. Sie jammerte und jammerte, stöhnte und stöhnte, daß wir kein Auge schließen konnten. Wir schlafen also eine Nacht nicht, auch die zweite nicht und der gesunde Menschenverstand sagt doch, daß man schlafen muß. Da nahmen wir diese Fürstin und zählten ihr einige auf und da kam sie nicht wieder. Da haben Sie es. Jetzt natürlich giebt es so Etwas nicht mehr, man zählt nichts mehr auf, man lebt anständiger und es giebt mehr Gelehrsamkeit, aber, wissen Sie, das Innere ist doch das selbe. . . . gar keine Veränderung. Sehen Sie einmal gütigst, da lebt hier bei uns ein Guttsbesitzer. Er hat Bergwerke. Bei ihm arbeiten allerhand Landstreicher ohne Paß, die kein Unterkommen haben. Am Sonnabend muß man den Lohn auszahlen, aber zahlen, wissen Sie, möchte man nicht: schade ums Geld. Da hat er einen Verwalter angestellt, auch einen Landstreicher, wenn er auch einen Hut trägt. ‚Gieb ihnen‘, sagt er, ‚nichts, nicht eine Kopeke; sie werden Dich schlagen,

mügen sie', sagt er, 'Dich schlagen. Du wirst es aushalten und dafür werde ich Dir an jedem Sonnabend zehn Rubel bezahlen.'

Nun, und am Sonnabend kommen die Arbeiter zur Auszahlung, wie üblich, und der Verwalter sagt ihnen: 'Es ist nichts da!' Ein Wort giebt das andere und die Schimpferei und Prügelei geht los. . . . Man schlägt ihn, man tritt ihn; denn, wissen Sie, das Volk, das Hunger hat und verthiert ist, schlägt zu bis zur Besinnungslosigkeit und dann läuft es auseinander.

Der Besitzer läßt den Verwalter mit Wasser begießen und steckt ihm zehn Rubel in den Mund; und Der nimmt sie; würde er sich doch schon für einen Dreirubelschein hängen lassen. Ja. . . . Und Montag kommt eine neue Schicht Arbeiter; sie kommen, weil sie nichts Besseres haben. Und am nächsten Sonnabend wiederholt sich die selbe Geschichte. . . .

Der Gast drehte sich nach der anderen Seite, mit dem Gesicht zur Sofa-lehne, und murmelte Etwas.

„Da haben Sie noch ein Beispiel“, fuhr Schmuchin fort. „Die sibirische Pest herrschte einmal hier, das Vieh fiel, sage ich Ihnen, wie die Hirten, da kamen Thierärzte und es wurde streng angeordnet, das verendete Vieh weit vom Ort und tief in die Erde zu verscharrten, mit Kalk zu bedecken und so weiter, wissen Sie. Auch bei mir verreckte ein Pferd. Ich verscharrte es mit allen Vorsichtsmahregeln und schüttete an Kalk mindestens zehn Pud*) darauf. Was glauben Sie? Meine lieben Söhnchen gruben in der Nacht das Pferd aus, zogen ihm das Fell ab und verkauften es um drei Rubel. Da haben Sie es. Also die Menschen sind nicht besser geworden. Füttere den Wolf, wie Du willst, er schießt doch nach dem Walde'. Das giebt zu denken! Eh! Meinem Sie nicht?“

Von einer Seite zuckte durch die Ritzen der Fensterladen ein Blitz auf. Ein aufziehendes Gewitter brachte Schwüle, die Rücken stachen und Schmuchin fröstelte und stöhnte in seinem Zimmer: „Ja . . . So . . .“ Es war unmöglich, einzuschlafen. Von fern hörte man den Donner.

„Schlafen Sie?“

„Nein,“ erwiderte der Gast.

Schmuchin stand auf und ging stapfend durch den Salon und die Thür in die Küche, um Wasser zu trinken.

„Das Schlimmste in der Welt, wissen Sie, ist die Dummheit,“ sagte er, nach einer Weile mit dem Wasserkrug zurückkommend. „Meine Ljubow Ossipowna liegt auf den Knien und betet. Sie betet jede Nacht und schlägt die Stirn auf den Fußboden, erstens, um die Kinder in die Schule schicken zu können; denn sie fürchtet, die Kinder werden als einfache Kosaken dienen müssen und mit dem Säbel über den Rücken geschlagen werden. Zum Lernen aber ist Geld nöthig und woher das nehmen? Aber wenn man auch mit der Stirn ein Loch in den Fußboden schlägt: wenn nichts da ist, ist nichts da. Zweitens betet sie, weil, wissen Sie, jede Frau glaubt, daß es in der Welt nichts Unglücklicheres giebt als sie. Ich bin offen und habe nichts zu verheimlichen: sie ist nämlich aus einer armen Familie, eine Popentochter, aus dem ‚Mocengeschlecht‘, wie man sagt. Sie war siebenzehn Jahre alt, als ich sie heirathete, und man verheirathete sie

*) Ein Pud = ungefähr 20 Pfund.

mit mir, weil ihre Eltern nichts zu essen hatten. Da herrschten nur Noth und Kummer und ich, sehen Sie, habe doch ein Stück Erde, eine Wirtschaft und bin immerhin Offizier. Es schmeichelte ihr, mich zu heirathen. Am ersten Tag unserer Ehe weinte sie und seitdem weint sie die ganzen zwanzig Jahre unserer Ehe. Immer sitzt sie und denkt nach und denkt nach. Worüber denkt sie nach? Woran kann eine Frau denken? An gar nichts. Ich muß gestehen, ich halte die Frau nicht für einen Menschen.“

Der Privatsekretär sehte sich auf. „Verzeihen Sie, mir ist so heiß geworden,“ sagte er. „Ich gehe hinaus.“

Schmuckin zog, das Gespräch über die Frauen fortsetzend, in der Flur den Riegel zurück und Beide gingen hinaus. Eben tauchte der Vollmond über dem Hof auf, so daß Haus und Speicher weißer schienen als bei Tage, und auch auf dem Rasen breiteten sich zwischen Schatten weiße Lichtstreifen aus. Rechts, in der Ferne, war die Steppe zu sehen, über ihr funkelten die Sterne und Alles war geheimnißvoll, unendlich weit, als ob man in einen tiefen Abgrund blickte; links lagerten sich über der Steppe, schwarz wie Ruß, schwere, drohende Wolken, deren Ränder vom Mond erhellt waren, und es schien, als ob dort schneeige Bergspitzen, dunkle Wälder und schwarze Seen wären; ein Bliz zuckte auf, der Donner verhallte leise, wie wenn in den Bergen eine Schlacht geschlagen würde. Dicht in der Nähe des Hauses schrie ein Käuzchen eintönig.

„Wie viel Uhr ist es jetzt?“

„Nach eins.“

„Ach, wie lange noch bis zum Tagesanbruch!“

Sie kehrten ins Haus zurück und legten sich nieder. Man hätte eigentlich schlafen sollen und bei Regen schläft es sich gewöhnlich auch gut, aber den Alten drückte Etwas: es war ihm peinlich, daß er von Frau und Kindern gesprochen hatte. Wozu den Bericht aus dem Hause tragen? Wenn er sich beklagte, war er wirklich im Recht? Die Frau ist kein Mensch, in Gottes Namen, aber um die Kinder hätte er sich selbst mehr kümmern können. Warum ist kein Geld für die Schule da? Weil er, der Vater, gar nichts thut und sich um nichts bekümmert; seitdem er vom Militär zurückgekehrt ist, hat er nicht einmal an Arbeiten gedacht und sich mit der Kleinigkeit zufrieden gegeben, die ihm die Bauern und Pächter für sein Land bezahlen.

Und wieder wollte er ernste, wichtige Gedanken haben, er wollte nachdenken. Und er dachte darüber nach, daß es im Hinblick auf den nahen Tod, um der Seele willen, nicht schlecht wäre, den Rüssiggang aufzugeben, der so unbemerkt und spurlos Tag um Tag, Jahr um Jahr verschlingt; er wollte für sich eine große Aufgabe erkennen, zum Beispiel: irgendwohin, weit, weit zu Fuß gehen, dem Fleisch entsagen, wie dieser junge Mann. Und wieder malte er sich jene Zeit aus, da man die Thiere nicht töten wird; er stellte sich Das klar, genau vor, als ob er es erlebte, — aber auf einmal verwirrte sich wieder Alles in seinem Kopf und wurde ihm unklar.

Das Gewitter war vorüber. Die letzten Regentropfen klopften leise an das Dach. Schmuckin stand auf, stöhnte wieder, reckte sich und blickte in den Salon. Als er sah, daß sein Gast nicht schlief, sagte er:

„Bei uns im Kaukasus, wissen Sie, gab es einen Oberst, der auch Vege-

tarier war. Er aß kein Fleisch, ging nie auf die Jagd und erlaubte seinen Leuten nicht, Fische zu fangen. Natürlich begreife ich Das. Jedes Thier soll in Freiheit leben und sein Leben genießen; ich begreife nur nicht, wie das Schwein unbewacht herumgehen soll, wohin es will."

Der Gast setzte sich auf. Sein blaßes Gesicht verrieth Ueberdruß und Müdigkeit; man sah ihm an, wie gequält er war. Nur Artigkeit und Zartgefühl hinderten ihn, seinem Kerger Lust zu machen.

"Es wird schon Tag", sagte er sanft. "Lassen Sie, bitte, den Wagen kommen."

"Wieso? Warten Sie wenigstens, bis der Regen ganz aufhört."

"Rein, ich bitte Sie", flüchelte der Gast ängstlich. "Ich muß unbedingt gleich fort." Und er begann, sich eilig anzuziehen. Die Sonne war schon aufgegangen, als der Wagen vorfuhr; die Wolken jagten schnell und ließen immer mehr und mehr vom blauen Himmel sehen, die Strahlen schimmerten schwüchern in den Pfügen. Als der Privatsekretär mit seinem Portefeuille durch die Flur ging, um sich in den Tarantaz zu setzen, sah ihn die blaße Frau Schmuchins — sie schien noch blässer als gestern —, abgesehen und regungslos, mit dem naiven Ausdruck eines kleinen Mädchens, an und auch ihr kummervolles Gesicht ließ errathen, wie sie ihn um seine Freiheit beneidete. Ach, wie gern würde sie selbst von hier fortgehen! Sie hat ihm Etwas zu sagen, ihn wahrscheinlich um Rath wegen der Kinder zu bitten. Die Bedauernswerthe! Das ist keine Frau, keine Wirthin, selbst kein Dienstmote, eher Eine, die Gnadenbrot ißt, eine arme, überflüssige Verwandte, eine Sklavin. Ihr Mann hörte nicht auf, zu reden, er lief geschäftig voraus und begleitete den Gast; sie drückte sich ängstlich und wie schuldbehaftet an die Mauer und erspähte einen günstigen Augenblick, um ihn anzusprechen. "Beehren Sie uns auch ein anderes Mal!" wiederholte der Alte, immer weiter sprechend. "Wenig, aber von Herzen."

Mit sichtlicher Freude, und als ob er gefürchtet hätte, daß man ihn nicht fort lassen werde, setzte sich der Gast in den Wagen. Der Tarantaz hüpfte wie gestern, er ächzte und der Eimer, der hinten angebunden war, klapperte wie toll. Der Privatsekretär sah Schmuchin mit einem eigenthümlichen Ausdruck an, etwa als ob er ihn einen Vetschenegen nennen wollte, wie einst der Feldmesser, — oder anders; doch die Sanftmuth siegte, er hielt an sich und schwieg. Am Thor aber riß ihm plötzlich die Geduld, er reckte sich in die Höhe und tief erboßt: "Ich habe Sie satt!" und verschwand hinter dem Thor.

Neben dem Schuppen standen Schmuchins Söhne: der ältere hielt ein Gewehr, der jüngere einen grauen Hahn mit einem hellen, schönen Kamm. Der jüngere warf den Hahn mit aller Kraft in die Höhe, das Thier flog höher als das Haus und drehte sich in der Luft um wie eine Taube, der ältere schoß und der Hahn fiel herab wie ein Stein.

Der Alte war verlegen; er wußte nicht, wie er sich den seltsamen, unerwarteten Anscuf erklären sollte, und ging ins Haus zurück. Hier saß er am Tisch und dachte lange nach: über die jetzige Weisheitsrichtung, über die allgemeine Sittenlosigkeit, über diese unbegreifliche, gleichsam betäubte junge Generation. . . . Er dachte nach über den Telegraphen, über das Telephon, über die Fahrräder, darüber, wie-unnützig das Alles ist. . . . Nach und nach beruhigte er sich, aß langsam, trank dann fünf Gläser Thee und ging schlafen.

Die es thaten.

Auch hier geschieht, was längst geschah:
Stephospheres. Faust II.

Sie zogen hinaus, ins Unbekannte, in die Wildniß, um dem Vaterland neue Erde zu erobern. Kühne, furchtlose, junge Menschen waren sie, die sich selbst frohen Muthes einsetzten für ein Wagniß.

Einer, ein Freund, der mit schallender Stimme das rühmliche Vorhaben gepriesen hatte, blieb zurück. „Und zieht es Dich nicht mit hinaus ins große, gefahrvolle Ungewisse?“ riefen ihm die Vermögenden zu. Er aber, klug und bedächtig, antwortete: „Meine Zeit ist noch nicht gekommen.“

Da bestiegen die Andern, um den Führer geschaart, das Meeresschiff und fuhren über das große Wasser nach dem unbekanntem Lande.

Und sie eroberten. Tapfere Gesellen waren sie mit stolzem Willen und besannen sich nicht lange. Was sich ihnen in den Weg stellte, warfen sie nieder. Der Ruhm ihrer Thaten kam übers Meer und der Kaiser verlieh ihnen Freibriefe und große Rechte und das Volk feierte Siegesfeste und jubelte.

Und der Kaiser sandte Beamte hinaus und Kriegsmannen, daß sie das neue Land besetzen und regiren sollten. Und er schuf neue Ämter und hohe Ehren.

Zehn Jahre danach ward in der Hauptstadt des Kaiserreiches ein großes Festmahl gefeiert im Gedenken an die Eroberung des unbekanntem Landes. Und alle die neuen Würdenträger, die gerade in der Heimath weilten, und die neuen Richter und Hauptleute und Fahnenjunker und ihre Sippschaft und Befreunde zogen herbei zu gemeinsamer Lust und frohem Gelag.

Ueber ihnen Allen sah der Mann der tönenden Worte und der Bedachtsamkeit.

Zuletzt kam Einer, der war müde und bleich und seine furchtlosen Augen umschattete der Gram. Und er sah sich um in der festlichen Menge, ob er Einen kenne, und kannte Keinen. Da trat ihm der Oberste des Gastmahles entgegen in großem Prunk. Und er erkannte ihn.

Der im Prunk grüßte den Bleichen und sprach: „Nun ernten wir mit Freuden, was wir gesäet. Die Zeit ist erfüllt, der ich schauend entgegengeharret. Doch sage mir, Du Allzulühner, wo liehst Du Deine Gefährten? Wo ist der große Führer?“

„Er ist verklagt, verdammt, geächtet und verbannt.“

„Doch der Held, der Euch nach Jenem voranzog?“

„Sie lohnten ihn ab. Nun schweift er ruhelos umher, totwund im Herzen.“

„Und Deine ritterlichen Waffenbrüder?“

„Einige sind erschlagen und um ihre Leichen kämpften Schakal und Hyäne; Einige raffte das Fiebergift tödtlich dahin; Einige sind verstoßen und vergessen; Einer schwachtet im Kerker; Einer bin ich.“

Und der Herr des Festes sah den Mann an, der bleich und krank war und den Keiner kannte, und sah zurück auf das köstliche Ehrenkleid, darinnen er selbst prangte, und sprach: „Hättet Ihr gewartet bis zur Erntezeit!“

Da ging ein Lächeln von unbefchreiblicher Höheit über das Gesicht des Bleichen und er sprach:

„Gehab Dich wohl, o dreimal Weiser! Ein Irthum führte mich zu Eurem Fest. Nicht weide ich Dein armes Ernteglück. Euch gräß' ich als mein Theil: Tod, Kerker, Siechthum, Verbannung, Schmach! Was wir allein erleben durften, — um gleichen Lohn: wir lebten noch einmal!“

Meiningen.

Frieda Freiin von Bülow.



Eine Bismarck-Säule.

Gleich mit dem ersten Aufruf der deutschen Studentenschaft an das deutsche Volk zur Errichtung von Bismarck-Säulen im ganzen Vaterland sah ich auch einen entsprechenden Entwurf, auf dem sich an den vier Ecken die Flammenspitze erheben, in denen die Feuersfeuer an Bismarcks Geburtstag entzündet werden sollen; darunter das Bismarck-Wappen. Dies war im Oktober, zwei Monate, nachdem ich für ein Bismarck-Denkmal am Todestage des Fürsten tausend Mark gezeichnet hatte. Schon damals habe ich den betreffenden Herrn, der mir den Entwurf vorlegte, darauf aufmerksam gemacht, daß das Material für ein solches Denkmal, wenn es aus Stein und Eisen zu schaffen sei, unbedingt aus Deutschland stammen müsse. Feuerpitze aus Metall auf dem Denkmal selbst zu errichten, erschiene mir deshalb unpraktisch, weil in erster Linie durch die aus den Feuerpitzen niederschlagende Hitze das Denkmal Nisse bekommen dürfte, ferner bei ungünstigem Wetter oder Winde jedesmal durch Rauch, Ruß u. s. w. geschwärzt würde; auch wäre zu bedenken, daß diese Feuerpitze in Folge des Rostes, der an ihnen herunterläuft und das Denkmal beschädigt, jährlich zu Reparatur-Kosten Veranlassung gäben, von denen wir heute nicht sagen können, ob sie in späteren Jahrhunderten bestritten werden.

Daß die Bismarck-Säulen, zu deren Aufstellung die deutsche Studentenschaft zum ersten Male in dem Rundschreiben vom Oktober aufgefordert hat, möglichst in großer Anzahl und weithin sichtbar von Städten und Gemeinden aufgerichtet werden mögen, auch, daß sie alle die gleiche gefällige Form haben: damit ist wohl jeder Deutsche, der den großen Toten beweint, ganz einverstanden. Daß an den Bismarck-Säulen alljährlich an des großen Mannes Geburtstag Feuer angezündet werden, ist wohl ebenfalls jedem patriotischen Deutschen ein sympathischer Gedanke; aber daß, wie in dem Aufruf zu lesen ist, auch Feuer angezündet werden sollen, wenn uns sonst ein vaterländisches Fest besüßert ist, scheint mir nicht in der Ordnung, nicht im Sinne Dessen, was bei der Errichtung des Denkmals beabsichtigt wird, nämlich, daß die Feuer, die hier auslodern, einzig und allein dem Namen Bismarck gelten sollen.

Wenn diese Bismarck-Denkmal durch ganz Deutschland errichtet werden, o mögen sie doch ganz und gar aus deutschen Steinen aufgemauert werden; und

die Flammensäulen, in Gestalt von zwei oder vier mächtigen Holzscheiterhaufen, können dann in nächster Nähe des Denkmals alljährlich aufsteigen, ohne daß das Denkmal selbst dadurch gefährdet wird oder immer von Neuem reparirt werden muß.

Da solche Denkmäler in späteren Jahrhunderten und hoffentlich Jahrtausenden an den großen Mann erinnern sollen, so wäre es wünschenswerth, daß etwas mehr von Bismarck als sein Name und sein Familienwappen auf dem Denkmal erscheint. Ich darf wohl annehmen, daß ich im Sinne der vielen Tausende von Deutschen, die zur Errichtung solcher Denkmäler, solcher Bismarck-Säulen beitragen werden, spreche, wenn ich die Hoffnung ausdrücke, daß Tag und Ort seiner Geburt und seines Todes, ferner ein großer Medaillon-Kopf des Fürsten und wenigstens die zwei Aussprüche des Fürsten, die jedem Deutschen heilig sein müssen, in Erz gegossen mit in das Denkmal eingemauert werden: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt“ und die Grabchrift, die er sich selbst gewählt hat: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten.“ So sichern wir künftigen Generationen das Andenken an den großen Bismarck viel besser und nach vielen Jahrhunderten noch werden die deutschen Kinder, die des Weges an dem Denkmal vorbei ziehen, an die Gottesfurcht und Treue des größten Deutschen gemahnt werden.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, den Plan des Ausschusses der deutschen Studentenschaft zu bekämpfen; ich wollte nur, ehe es zu spät ist, auf die Nachteile hinweisen, die eine Errichtung von Bismarck-Säulen, wie sie jetzt beabsichtigt sind, mit sich bringen müßte.

Die Hoffnung, die Viele von uns unmittelbar nach dem Tode des großen Mannes genährt hatten, daß es gestattet werden würde, inmitten der rauschenden Eichen und Buchen des Sachsenwaldes, abseits von der Eisenbahn, durch freiwillige Beiträge von Deutschen aus allen Theilen des Erdballs einen weit über die höchsten Gipfel der Bäume hinausragenden Dom zu errichten, der mindestens hätte Anspruch machen dürfen, einem Taj Mahal in Agra, einem Hôtel des Invalides in Paris oder der Westminster Abtei in London an die Seite gestellt zu werden, ein Denkmal, das Deutschlands größtes, schönstes und ergreifendstes in der Mitte des Sachsenwaldes sein könnte, eine Stätte, die für die kommenden Jahrhunderte zur deutschen Pilgerstätte geworden wäre, — diesen Gedanken müssen wir wohl jetzt, wo der unscheinbare, geschmacklose Bau, der sich auf dem Kartoffelfelde, direkt an der Bahn, in Friedrichsruh erhebt, seiner Vollendung entgegen geht, aufgeben. Das ist sehr schmerzlich.

Es ist sehr schmerzlich, daß man dem großen Manne als letzte Ruhestätte einen solchen engen Raum angewiesen hat. Vielleicht bedenkt man sich mit der Zeit eines Besseren.

Den Ausschuss der deutschen Studentenschaft bitte ich aber ganz ergebenst, mir die Wünsche, die ich im Namen vieler Freunde in Bezug auf die Errichtung der Bismarck-Säulen hierdurch ausspreche, nicht verübeln zu wollen; es geschieht in bester Absicht.

München.

Eugen Wolf.



Selbstanzeigen.

Dehlers Musikalisch-Literarische Rundschau. Monatschrift für Musik- und Literatur-Freunde und Fachleute der gebildeten Stände, redigirt von Adolph Pochhammer. Verlag von G. Dehler jun. in Frankfurt a. M.

Zeitschriften giebt es so viele, — und doch nur wenige, denen es gelingt, auf mühevoll erreichter Höhe von Sonnenstrahlen andauernden Erfolges beleuchtet und belebt zu werden. Danach könnte es vermessen scheinen, daß der Verlag gewagt hat, mit einem neuen Unternehmen an die Oeffentlichkeit zu treten. Einzig und allein der Standpunkt kann es vertheidigen, von dem aus es geleitet werden soll. Das Kunstbekenntniß der Rundschau ist: das Wahre, Schöne, Gute, ob alt oder aus der neuesten Zeit. Die Aufsätze sind in leichtfaßlicher Form geschrieben und illustriert; Musik und Literatur füllen zu gleichen Theilen die jedesmal 32 Seiten starke Nummer: Das ist eine Anordnung, die wohl zum ersten Male in konsequenter Weise durchgeführt wird. Novitäten des Doppelgebietes werden besprochen, Kunsttechnisches, Aesthetisches, Theoretisches, Kunstpraxis und Tagesfragen behandelt; auch erscheinen Biographien. Mindestens acht größere Aufsätze in jeder Nummer sind für den gebildeten Laien geschrieben, ohne daß sie dem Fachmann Ueberflüssiges sagen. Daneben bieten wir dem Leser Musik- und Literatur-Berichte aus Berlin, Leipzig, München, Hamburg, Frankfurt, Stuttgart, Wiesbaden u. s. w., bei denen jede einseitige Parteilichkeit vermieden wird. Hausmusik und Hauslecture sowie die Interessen der Lehrerkreise finden gleichfalls Beachtung. Miscellen bieten Nachrichten aus aller Herren Ländern, belletristische Beiträge und Briefkastennotizen. Die Bezugsbedingungen sind bei reicher Ausstattung billige. Das Abonnement beträgt vierteljährlich nur eine Mark.

Frankfurt a. M.

Adolf Pochhammer.



Das Problem der Darstellung des Momentes der Zeit in den Werken der malenden und zeichnenden Kunst. Verlag von J. H. Ed. Heig (Heig & Mündel), Straßburg.

Außer dem Selbstzweck der kleinen Schrift habe ich, als ausübender Künstler, noch einen Nebenzweck im Auge, der mir schier wichtiger ist, — nämlich Folgendes: Ich möchte Anregung zu weiteren Aeußerungen aus den Kreisen der Ausübenden geben, damit dem Aesthetiker von Beruf ein Material zur Sichtung und Beurtheilung geboten wird, das bisher nur spärlich vorhanden war. Einen ähnlichen Versuch unternahm ich vor Jahren und bald darauf fühlte sich Professor A. Hilbrandt zu einer umfangreichen und werthvollen Studie veranlaßt, die ebenfalls bei Heig erschienen ist.

Düsseldorf.

Ernst te Beerd.



„**Holt fast**“, Erzählungen in reuterischer Schreibweise, Verlag von H. Wolter Anklam und Leipzig. Preis broschirt 1,50 Mk., elegant gebunden 2,25 Mk.

Uns Plattdeutschen ist die Thatfache, daß unsere brave, biedere niederdeutsche Muttersprache seit Jahrhunderten von dem Hochdeutschen hart bedrängt wird, äußerst schmerzlich; noch bedauerlicher ist das Fehlschlagen aller Versuche, eine einheitliche Orthographie zu schaffen und als geschlossenes Ganze dem Hochdeutschen gegenüberzustellen. Der einfachste Weg, zu einheitlicher Schreibweise zu gelangen, ist meiner Ansicht nach die Annahme des mecklenburgisch-vorpommerschen Dialectes als Schriftsprache und engste Anlehnung an die Orthographie Fritz Reuters. Das habe ich in den Erzählungen „Holt fast“ so weit wie möglich durchgeführt. Die Freunde meiner kleinen Dorfgeschichte „**Sinnerstreef**“ bitte ich, diese Arbeit mit gleichem Wohlwollen aufzunehmen. Margarete Kerefe.



Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Berlin 1890, Verlag von Schuster & Loeffler.

Ich möchte an dieser Stelle aussprechen, worauf es mir bei meiner Publikation vor Allem ankommt. Zunächst eine kleine Erweiterung des Titels: Die moderne deutsche Literatur. Die Produktion des Auslandes kann ich nur insofern berücksichtigen, als sie von allgemeinem europäischen Kulturwerth ist und dadurch thatsächlich anregende oder erzieherische Wirkungen auf einige deutsche Autoren geübt hat. Was ich geben möchte, ist ein Totalitätsbild. Die Literaturgeschichte der Zukunft wird es einst zweifellos herstellen müssen, wenn sie die Schöpfungen, die unser Jahrhundertende gezeitigt hat, in die allgemeine Entwicklung des dichterischen Schaffens einreihet. Hunderte wollen heute künstlerische Deuter ihrer Zeit genannt werden. Aber wer von ihnen trägt die Berechtigung zu diesem schönen Verlangen in sich? Bei dieser Frage setzt meine Aufgabe ein. Ich muß sichten, muß den thatsächlichen Werth vom scheinbaren Erfolge scheiden, das Wesentliche vom Unwesentlichen und das organisch zur Zeit Gehörnde, aus ihr hervor Gewachsene, vom künstlich und nicht selten kunstvoll Aufgepflanzten trennen. Vor Allem ist es nöthig, die Zusammenhänge aufzudecken, die oft tief geheim zwischen den einzelnen, einander innerlich ergänzenden Persönlichkeiten bestehen; zuweilen sind ja die Schwächen des Einen die Stärken des Anderen, — und umgekehrt. Vollkommen ist nur der Zusammenklang der wenigen Stimmen von Betracht, die heute gehört werden. Der Einzelne vermag nichts, als das individuelle Echo des Kulturgeistes zurückzugeben; er muß deshalb als Entwicklungsfactor genommen werden. Um nun die Gesamtentwicklung dieser modernen deutschen Literatur darzustellen, muß ich analytisch und synthetisch zugleich verfahren, d. h. in diesem Fall: ich muß suchen, die Begriffe Sehnsucht und Erfüllung, Ursache und Wirkung, Frage und Antwort, Experiment und Resultat in Einklang zu bringen. Die Publikation wird in Bändchen, die monatlich erscheinen sollen, in den Buchhandel kommen. Das erste Bändchen behandelt Friedrich Nietzsche, den Mann, der das Wesen der modernen Kritik am Schärfsten formulirte, als er niederschrieb, daß er die Kunst nur unter der Optik des Lebens gesehen haben wolle.

Charlottenburg.

Arthur Roeller-Druck.



A la Hausse.

Schon häufig ist es bemerkt, daß ein gewisser Trud sich gegen Ende des Jahres besonders fühlbar machte und schon in den ersten Tagen des Januars verschwand; seltener wird die Börse dann, wie wirs jetzt sehen, gleich in das neue Jahr mit den rosigsten Hoffnungen eingetreten sein. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir damit vor einer merkwürdigen Erscheinung stehen. Vergessen ist die Geldknappheit, die nach der Meinung vieler selbst bei herabgesetztem Bankdiskont so leicht nicht verschwinden wird; vergessen sind in der Hoffnung auf neue Transaktionen die offenkundigen Niederlagen unserer Hochfinanz bei den Projekten Loewe Schuckert und Harpen-Centrum. Loewe hat jetzt für die achtzehn Millionen Union-Aktien wenigstens eine hohe Notiz erreicht. Das Schuckert-Unternehmen schafft sich dadurch neue Mittel, daß es einige seiner Straßenbahnen und Elektrizitätswerke verkauft und ernsthaft erklärt, ohne Ansprüche an den Geldmarkt auskommen zu können. Die Gewerkschaft Centrum ist als eigene Aktiengesellschaft bereits konstituiert; liest man die Namen des ersten Aufsichtsrathes, so weiß man genau, welche Mächte den Rückzug gedeckt haben. Auch das Uebernahmekonsortium von Siemens & Halske wurzelt in der üblichen Kollegialität der Großbanken und die Ansprüche des Vorstandes der berliner Börse erschienen danach etwas respektwidrig. Die Schwierigkeit nämlich, nach geschlossener Zeichnung — deren sofortiger Schluß immer mehr oder weniger von der Willkür abhängt — den ersten Kurs festzustellen, ist keineswegs neu. Da aber gerade jetzt bei den Aktien von Union und Rother Erde Weiterungen entstanden sind, so nahm der Börsenvorstand die Gelegenheit beim Schopf und versuchte, aus der Emission der Siemens & Halske Aktien einigen Profit herauszuschlagen. Er beschloß, daß Einführungen fortan nur gestattet werden sollen, wenn die Prospektfirmen vorher auch der Börse ein genügendes Material zur Verfügung gestellt haben würden. Dieser Beschluß entspringt freilich weniger den Vorgängen bei der Notirung von Union und Rother Erde als der Entrüstung darüber, daß ein so unvorhergesehenes Konsortium wie das von Siemens & Halske von circa 45 Millionen Aktien nur 5 Millionen auflegen will. 5 Millionen zeichnet ein einziger Berliner, wenn er gerade in besonders unternehmungslustiger Stimmung ist. Man thut hier, wie immer, gut, beide Parteien zu hören. Die Emissionsfirmen sagen: Die Börse geht uns gar nichts an, wir verlangen von ihr nichts als einen Platz auf dem Kurszettel; unsere Aktien gehören dem Anlagepublikum und nicht der Spekulation. Das Anlagepublikum läßt sie langsam und sicher steigen, die Börse schmeißt ein Papier heute empor, um es morgen wieder fallen zu lassen. Die Börse freilich hat von sich selbst immer nur die beste Meinung. Sie sieht sich, dem hochgestiegenen Einfluß der Bankenorganisationen zum Trost, als für das Gedeihen jeglichen Aktienwerthes bedingungslos unentbehrlich an, verweist auf das Zurückbleiben des Publikums, wenn sie nicht täglich offizielle Notizen bringt, und achtet ihre Leistungen so hoch, daß sie eine auskömmliche Gewinnbetheiligung bei der Subskription ohne Weiteres als Gegenleistung verlangen zu dürfen glaubt. Wenn die Börse sich entrüstet, so daß der fern Strichende glauben könnte, es gånble sich mindestens um ein Verbrechen, so pflegt dahinter in Wahrheit nichts Anderes als der Mergel über eine Verkürzung der Spekulation zu stecken.

Das Wichtigste ist bei der jetzigen Lage die Zuverlässigkeit und die Ge-

schäftslust. Denn hoffte die Börse nicht bestimmt noch weiter auf goldene Zeiten, so würde sie den Banken selbst die eifrigste Zurückhaltung schwerlich verüben. Allerdings ist die Logik der Kleinen, die von den Großen leben wollen, immer ein Bißchen gewagt. Die Tendenz, erklären sie, sei unbedingt gut, sonst würden nicht so bedeutende Emissionen vor sich gehen, — und diese Emissionen selbst nöthigen dem führenden Institut gebieterisch die gute Tendenz auf. Das Alles könne süglich die Börse nur animiren. Außer bei Siemens & Halske steht auch noch eine große Neuaußgabe bei den Berliner Elektrizität-Werken bevor, so daß der Industriemarkt für längere Zeit ausgefüllt haben wird. Die Reichsbank, an die sowohl die Regierung wie die Centralgenossenschaftskasse augenblicklich große Ansprüche stellen, dürfte die Folgen dieser beiden großen Emissionen bald genug verspüren.^{*)} Hätte unsere Presse sich nicht dazu hergegeben, den von London aus in versteckter Absicht angezettelten Lärm ungeschickt und gedankenlos in Berlin und an anderen Plätzen weiter zu verbreiten, so würden unsere Schatzscheine ruhig in der City von deutschen Firmen weiter abgesetzt worden sein. Natürlich konnte es Herrn von Miquel nie in den Sinn kommen, sich wegen seiner Schatzscheine oder gar wegen neuer Konsole an das Ausland zu wenden. In Paris würde man mit solchen Verächtigungen einen Finanzminister stürzen; an der Spree, wo die nächste Verständigkeit des Herrn von Miquel nicht genugsam gepriesen werden kann, besann man sich nur allmählich auf das Unstößige und Unmögliche jener angeblichen Transaktionen. Uebrigens bleibt pariser Valuta weiter gefragt und Das deutet auf Deckung der Guthaben, die die französischen Banken bei uns haben. Als die Bank von Frankreich kürzlich eine strengere Praxis der Diskontirung eintreten ließ, war sie weniger um ihren Goldbestand besorgt als um ihren unverhältnißmäßig großen Notenumlauf, der doch nicht gut durch silberne Fünffrankenstücke gedeckt werden kann. In Frankreich gebraucht der Verkehr übermäßig viel Papiergeld; der Giroverkehr ist dadurch erschwert, daß z. B. ein Kaufmann in Nancy, der eine Zahlung in Marseille zu leisten hat, hierfür sogar noch eines Depots bedarf; in Folge Dessen gehen täglich ungeheure Postsendungen von Banknoten durch das Land und dieser altmodische Zahlungsverkehr erfordert ohne Sinn und Zweck viel Papiergeld und eine entsprechende Metalldeckung. Es ist dort eben ganz anders als in Deutschland und vor Allem in England, wo das Clearingsystem am Reinsten durchgeführt ist, und der Zeitpunkt ist bereits abzusehen, wo in Frankreich die Maximalgrenze von vier Milliarden in Noten erreicht sein wird. Interessant ist es auch, den Goldbesitz in Frankreich und in Deutschland zu vergleichen. Viele Generationen hindurch hat sich Frankreich im Zustande größter Wohlhabenheit befunden und, dieser Lage entsprechend, hat der Privatbesitz ungeheure Summen Goldes angehäuft. Noch jetzt circuliren dort Goldmünzen aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Seitdem aber der Glanz der französischen Industrie sichtlich verblaßt ist und auch der Exporthandel der Konkurrenz des Auslandes mehr und mehr weichen muß, hören die Ersparnisse auf. Es gewinnt durchaus den Anschein, als ob die Franzosen ihr aufgespeichertes Gold

^{*)} Durch ein Versehen ist im vorigen Heft die Seehandlung als die große Staatskasse genannt worden, die im December ein paar Millionen auf sechs Monate ausgeliehen habe; gemeint war eine andere Kasse.

angreifen und als ob die Deutschen durch ihr rastloses Vorwärtstreiben in Handel und Gewerbe im Lauf der Zeit jenes Gold auf direkten oder indirekten Wegen an sich ziehen werden. Noch immer hat eine Periode der wachsenden Wohlhabenheit sich im Ansammeln des gelben und nicht des weißen Metalles gezeigt, — einerlei, ob das Volksempfinden von keinem Währungsstreit angekränkt war oder ob man sich um Währungsfragen wie um die höchsten Güter der Menschheit schlug.

Einen gewaltigen Anreiz zur Haussé konnte die Verstaatlichung der schweizer Eisenbahnen bilden. Wenn nahezu für eine Milliarde Francs Dividendenpapiere in Staatsfonds umgewandelt werden, muß ein beträchtlicher Theil der frei werdenden Kapitalien sich dem Aktienwesen, also der Börse, zuwenden; und jeder Erfahrene weiß, daß der Gründungsschwindel im Jahre 1872 besonders dadurch unterstützt wurde, daß die Anlagewerthe für den Reichsinvalidenfonds dem Markt entzogen wurden. Weniger erinnerlich ist wohl Vielen heute, wie später auch die Bontoux-Spekulation an die Voraussetzung anknüpfte, daß die damalige Verstaatlichung der preussischen Eisenbahnen Kapitalien in schier unübersehbarem Umfange frei machen würde. Als Das nicht eintrat, war die Bontoux-Bank ruiniert. Sobald die erste bundesgerichtliche Entscheidung in Lausanne günstig ausfällt, ist für die eidgenössische Regierung der Zeitpunkt zu ernsthaften Kaufverhandlungen gekommen. Die Entscheidung fällt im Februar, vielleicht sogar noch in diesem Monat, — und dann beginnt für die Börse wahrscheinlich eine Aera des Glaubens und Hoffens. Ich erwähnte schon kürzlich, daß die Staatsmaschine in der Schweiz langsam arbeitet und die Ausgabe der neuen Eisenbahnrente noch im Jahre 1899 kaum zu erwarten ist. Spekulation und Publikum eilen bekanntlich aber den Ereignissen stets um ein gutes Stück Weges voraus.

Einen großartigen Fischzug verheißt auch die Ablösung der Meridionalbahn und bereits soll ein mächtiges Syndikat in der Bildung begriffen sein, um dem italienischen Staate die Mittel zum Rückkauf zu gewähren. Das Aktienkapital allein beträgt über 200 Millionen Lire. Für das von der Gesellschaft um 115 Millionen erworbene rollende und Betriebs-Material würde der Staat eine Rente zu zahlen haben. Aber in Deutschland hat man heute gegen alle „lateinischen“ Verwaltungen ein — mehr oder minder begründetes — Mißtrauen. Und besonders bei der Meridionalbahn vergißt man nicht so leicht, daß das Abhandenkommen des Pensionfonds niemals aufgeklärt worden ist und daß die Gesellschaft, um ihn wieder zu sammeln, auf jedes Schnellzugbillet einen Zuschlag legt.

Länger, als man gehofft hatte, läßt ein drittes Haussémotiv, nämlich die Veröffentlichung des Delagoa-Vertrages, auf sich warten. Selten ist ein diplomatisches Geheimniß so gut gewahrt worden. Die Abmachung ist vorhanden, weiter weiß man nichts; und wenn das Ministerium in Lissabon sich darin gefällt, die Thatsache der Abmachung rundweg zu leugnen, schweigt man in London sogar dazu. Was die in der portugiesischen Thronrede pompös angekündeten Konversionsverhandlungen betrifft, so ist es nicht wahr, daß das deutsche Komitee irgend welche Gegenvorschläge unterbreitet habe. Wie wäre Das auch möglich? Portugal braucht dringend Geld, um seine schwebende Schuld zu tilgen und das unerträgliche Goldagio herunterzusetzen. Geld bekommt man nur gegen gute Sicherheiten. Diese hatten bekanntlich schon den glücklich-unglücklichen Besitzern der alten Anleihen und man kann ihnen nicht verdenken, daß sie sich gegen jeden ihnen zugemutheten Verzicht sträuben. Uebrigens muß festgestellt werden, daß sich das Land jetzt erholt.

Wo ist nun der eigentliche Stützpunkt der deutschen Börsenhautse? Die new-yorker Kursdepeschen weisen regelmäßig Tagesumsätze von über einer Million Shares auf; früher waren 600 000 schon viel. Und Das sind hauptsächlich nicht Umsätze der Spekulation, sondern reelle Käufe, die noch immer größer werden. Da die Handelsbilanz der Union im Vorjahre mit einem Ueberschuß von 629 Millionen Dollars abschloß, so schwimmt man dort förmlich in Geld. Die Farmer haben die glänzenden Ernten hinter sich, und wenn auch die zwei ersten nur mäßige Preise brachten, so war doch die letzte in Folge des ungünstigen Ernteausfalles in Europa doppelt gewinnbringend. Nun ist das haare Geld zugeströmt, andere Kulanen als inländische kennt der Nordamerikaner nicht und die Industrie beansprucht nicht entfernt so große Summen wie bei uns. Einst hat die Union in der alten Welt Geld zu sechs oder sieben Prozent gesucht, später benutzte sie den sinkenden Zinsfuß zu Konversionen, reorganisirte ihre Eisenbahnen und hat heute eine beneidenswerth gesunde Wirthschaftsbasis. Jetzt geschieht, was unter ähnlichen Umständen wahrscheinlich weder Spanier noch Argentinier thun würden: man bezahlt seine Schulden, indem man vor Allem Eisenbahnbonds um jeden Preis zurückkauft. Darin liegt für unsere Kapitalisten ein so großer und unerwarteter Gewinn, daß an ein Zurückhalten gar nicht zu denken ist. Die nächste große Aktion geht von der Northern-Pacificbahn und der Deutschen Bank aus. So unwahrscheinlich die Sache auf den ersten Blick nämlich auch aussieht: es wird thatsächlich ein Austausch der Vorzugsaktien gegen gewöhnliche Aktien geplant. Und zwar ist die Ursache, die dazu führt, eine interne Konversion, die die Verschiedenheit der Aktionärinteressen aufhebt. Den selben Plan zur Umfirmirung ihrer Aktien scheinen mir auch die Union-, die Central- resp. Southern-Pacific- und die Great Northern Co. zu verfolgen. Wahrscheinlich würde dann auch die größte Bahn, die Atchison- und Topeka-Bahn, das Selbe thun.

Pluto.



Notizbuch.

San Frankfurt am Main ist am fünfzehnten Januar Guido Weiß, in Dessau am folgenden Tage Rudolf Meyer gestorben. Die beiden Männer gingen von Standpunkten aus, die durch eines Abgrundes Tiefe von einander getrennt schienen: Meyer war ein starrer Stockkonservativer, ein Schüler der Robbertus und Herman Wagener, Weiß war ein nach achtundvierziger Mode für die Volkssouverainität begeisterter Demokrat und der Freund Johanns Jacobi. Dennoch begegneten sie einander am Abend ihres bewegten Lebens und der Raum, der sie noch trennte, mußte dem tiefer dringenden Blick schmal erscheinen: Beiden war die Nothwendigkeit klar geworden, die sozialen Ansprüche der heranwachsenden Klasse des neuen Industrieproletariates zu erfüllen, und vor dieser Erkenntniß verblaßten mehr und mehr die Verschiedenheiten ihrer — im alten Sinn — politischen Anschauungen. Weiß war der stärkere Publizist, Meyer der gründlicher gebildete Nationalökonom, aber auch der unstetere, wechselnden Launen, manchmal sogar seltsamen Schrullen eher zugängliche Geist. Soll man mit den nun in die Gruft Gebetteten hadern, weil ihnen für das überragende Genie Bismarcks, für den Werth dieser in ihrer Größe und ihrer Begrenztheit einzigen

Gestalt, das Verständniß fehlte und sie sich allgemach gegen ihn in einen Groll scheuchen ließen, der uns Jüngere heute beinahe komisch dünkt? Das wäre nutzlos, wäre undankbar. Nein: mit Gefühlen wehmüthigen Dankes müssen wir in den Tagen der Launen, der Laodiceer aller Schattirungen, zweier Männer gedenken, die rechtchaffen hassen konnten, stets den Nuth ihrer Ueberzeugung hatten und nicht wankten noch wichen, als die herbe und unbequeme Pflicht an sie herantrat, sich von den ihnen früher befreundeten Parteien zu trennen, bei denen sie modernes Empfinden vergebens suchten. Die konservative Partei — oder richtiger: die Gruppe, die sich heute noch mit diesem schönen Namen schmückt — sollte den Todestag Meyers, der deutsche Liberalismus den Gaidos Weiß als einen ihrer Vorkämpfer feiern. Beide Männer waren nicht von Fehlern frei, Beide haben oft geirrt, aber sie waren Persönlichkeiten und die Vertreter der Presse hätten allen Grund, an ihrer Bahre der freilich gar nicht heiteren Frage nachzudenken, was, seit Meyer und Weiß in die Publizistik eintraten, aus dem berühmten „wichtigsten Kulturmittel des neunzehnten Jahrhunderts“ geworden ist.

Der Herausgeber der „Zukunft“ wurde um die Veröffentlichung des folgenden Briefes gebeten, dessen Grundgedanken er leider zustimmen muß:

„Offener Brief an Herrn Geheimen Kommerzienrath Kröner, Inhaber der F. W. Gotta'schen Verlagsbuchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Seit den Tagen unserer klassischen Literaturperiode hat der Name der F. W. Gotta'schen Buchhandlung in ganz Deutschland einen guten Klang, denn jeder Deutsche mit geistigen Interessen verdankt auch dem Verleger von Schiller und Goethe eine Erweiterung, eine Vertiefung seines Innenlebens. An einen Verleger, der unter diesem Namen ein Uebermittler von geistigem Gut ist, darf man gewiß die höchsten Anforderungen stellen. Wie oft klagt das Publikum, wenn ihm seine Unlust, Bücher zu kaufen, vorgeworfen wird, sie seien zu theuer, im Ausland wüßten die Verleger ihre Bücher billiger herzustellen. Daraus antworten die Verleger dann regelmäßig: Wenn das Publikum ein besserer Käufer wäre und nicht die Reichbibliotheken so viel benutzte, wäre es leicht, die Bücher billig abzugeben.

Sie hatten jetzt, Herr Geheimrath, die Ehre, den Deutschen ein Vermächtniß seines Einigers zu übermitteln, eines Mannes, der, auch als er außer Amt und Würden war, nie aufgehört hat, für sein Volk zu sorgen und zur rechten Zeit seine mahnende Stimme hören zu lassen. Als Fürst Bismarck seine Gedanken und Erinnerungen niederschrieb, wollte er gewiß nicht nur zu den Wohlhabenden reden, sondern zu jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt. Haben Sie nun Ihre Aufgabe zur Ehre des deutschen Verlagsbuchhandels gelöst? Nein; sondern, nachdem Sie das Honorar von 200 000 Mark schon annähernd durch Verkauf des Uebersetzungsrechtes im Ausland verdient hatten, haben Sie das Vermächtniß des Altreichskanzlers mindestens um das Doppelte unnöthig vertheuert. Während Sie bei diesen amerikanischen Geschäftsprinzipien wenigstens zwei Millionen verdienen, schaden Sie dem Andenken Bismarcks auch dadurch, daß sein Stehende leicht zu der Vermuthung kommen können, an dem zu hohen Preise sei der ‚Weiß‘ Bismarcks schuld. Was soll aber das deutsche Nationalgefühl dazu sagen, daß sowohl Frankreich wie England eine Ausgabe besitzen, die bei gleichem Preis die deutsche an Ausstattung weit übertrifft? Bismarck, der große Individualist, hat in seinem Vaterland eine Buchausstattung erhalten, die sich in den ausge-

tretensten Bahnen bewegt. Heute, wo unser Kunstgewerbe auf Eigenart zu fußen sucht, wo man im Buchgewerbe sich besinnt — ich erinnere nur an das thätkräftige Beispiel des Direktors des berliner Kunstgewerbemuseums, Dr. Jessen —, daß beim Publikum das Unermögern künstlerischen Erhens auch durch charakterlose Buchausstattung gefördert ist, beschämt uns das Ausland. Noch nie war eine so günstige Gelegenheit wie diese vorhanden, der großen Masse ein Erzieher zu sein; Sie haben sie veräußt, Herr Geheimrath. Bismarck braucht keinen illustrativen Brunk; in ein paar Jahren wird es aber hoffentlich dahin kommen, daß nur der Verleger in Ehren genannt wird, der es versteht, seinen Büchern ein individuelles Gewand zu geben.

Leipzig.

Eugen Diederichs,
Verlagsbuchhändler.

* * *

Die Session des preussischen Landtages ist in den üblichen Brunkformen und in Anwesenheit der jüngsten Kinder des Kaisers eröffnet worden und das Abgeordnetenhaus tagt seit dem sechzehnten Januar in dem neuen Prunkpalast, dessen Ban, wenn er überhaupt nöthig war, wohl etwas sparsamer gehalten werden konnte. Ueber die Thronrede ist auch diesmal nicht viel zu sagen. Bismarck pflegte lächelnd zu erzählen, wie Thronreden entstehen: die Ressortchefs liefern die einzelnen Abschnitte, die ihre Spezialgebiete betreffen, und der Leiter des Ministeriums — im Reich der Kanzler — giebt dann die „allgemeine politische Sauce“ darüber. Vielleicht hat er früher auch für den Stil gesorgt; jetzt könnte man wünschen, das Manuskript würde vor der öffentlichen Benutzung zur Durchsicht und Korrektur einem Manne vorgelegt, der zur deutschen Sprache ein intimeres Verhältniß hat als der preussische Durchschnittsminister. Es ist ungehörig, dem Deutschen Kaiser ein Aktenstück vorlesen zu lassen, in dem es von falschen Konstruktionen und Ungeschicklichkeiten des Ausdrucks wimmelt. Wer die Thronrede aufmerksam durchliest, wird dringend wünschen müssen, daß Wasmanns kleine Grammatik des Falschen, Zweifelhaften und Häßlichen recht bald für alle Ministerien angeschafft wird. Die Verkündung der neuen Regierungsläne hat nicht die winzigste Ueberraschung gebracht: Alltagsleistungen und Glückarbeiten werden versprochen und man darf leider nicht einmal sagen, daß am Ende dieser kümmerlichen Bemühungen immer ein wirklich erstrebenswerthes Ziel zu erblicken ist. Der Landwirtschaft wird nicht dadurch geholfen, daß man ihr mild zugesteht, sie habe „mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen“, sondern dadurch allein, daß man Mittel angiebt, die diese Schwierigkeiten beseitigen oder mindestens lindern könnten. Und das Beispiel Frankreichs sollte die preussische Regierung lehren, daß mit einer besonderen Steuer der ungesunden Entwicklung großer Waarenhäuser im Wertheimstil nicht beizukommen ist. Von der Aufhebung des Verbotes, das die Verbindung politischer Vereine in Preußen hindert, ist nicht die Rede, trotzdem der Fürst zu Hohenlohe bei der hastigen Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches diese Aufhebung feierlich versprochen hat. Auch von einem sichereren Schutz der Bergarbeiter, dessen Nothwendigkeit die traurigen Grubenkatastrophen der letzten Zeit deutlich bewiesen haben, hört man einstweilen kein Sterbenswörtchen. Viel wird dagegen von dem „wachsenden Wohlstande des Landes“ und der „stetigen und kraftvollen Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiete“ geredet. Täuscht Herr von Miquel sich wirklich noch darüber, daß es mit dieser Herrlichkeit schon zu Ende geht und die Stunde mählich näher rückt, wo eine in ihren Folgen unübersehbare Industriekrisis eintreten muß? In England sogar, dem Weltreichhandelslande, dümmert den hellsten Köpfen jetzt die Erkenntniß der Mängel und Gefahren einer kurzfristigen Exportpolitik. Die preussische Thronrede aber zeigt wieder einmal, daß im größten Bundesstaate des Deutschen Reiches die Sonne noch nicht aufgegangen ist.